

käfer

Die Suche nach dem verlorenen Ich

Veröffentlicht auf Harry Potter Xperts
www.harrypotter-xperts.de

Inhaltsangabe

Irgendwo in Deutschland wird auf einer einsamen Landstraße ein bewusstloser Mann gefunden. Seine Papiere weisen ihn als Hermann Meier aus, aber als er aufwacht, kommt ihm alles falsch und fremd vor. Er weiß nur eines sicher: er ist nicht Hermann Meier...

Vorwort

Was diese Geschichte hier zu suchen hat? Lest mal!

So viel sei hier verraten: "Er" ist eine HP-Figur. (Aber ich will nicht gleich am Anfang verraten, wer es ist, deshalb erst mal die "eigene Figur" als Hauptcharakter.

Anmerkung: Alle real existierenden Orte, Firmen und Personen oder solche, die ein real existierendes Vorbild haben, sind abgekürzt. Alle ausgeschriebenen Namen entspringen meiner Fantasie; ich selber kenne keinen Hermann Meier.

Inhaltsverzeichnis

1. Vorgeplänkel
2. Aufwachen
3. Professionelle Hilfe
4. Daheim in der Fremde
5. Phänomene der Seele
6. Arbeitsbericht
7. Hausmanns Ärger
8. Das Tor zur Vergangenheit
9. Arbeitsbericht
10. Krankheiten, Anrufe und sonstige Katastrophen
11. Arbeitsbericht
12. Träume sind Schäume ?
13. Aller Anfang ist schwer
14. Station 0815
15. Es geht voran
16. Stress
17. Arbeitsbericht
18. Potter
19. Meditationen, Streitereien, Wildwechsel
20. Arbeitsbericht
21. Zoff und Arbeit, Arbeit und ...?
22. Advent, Advent...
23. Der Wunsch zu fliehen
24. Arbeitsbericht
25. Das gefundene Ich
26. Hilfe in Aussicht
27. Kein Silberstreif am Horizont
28. Im Kreuzverhör
29. Arbeitsbericht
30. Spurensuche
31. Station 0815
32. Das Wiedersehen
33. Station 0815
34. Gesucht und Gefunden
35. "Austausch umdrehen"
36. Schluss

Vorgeplänkel

Prolog I

„Da ist zu 1,000000 was schiefgelaufen! Das Objekt ist weg! Analyse, aber dalli! Nummer Eins kommt in 10,000000 Einheiten.“

Eine kühle, helle Stimme meldete aus dem Hintergrund: „Künstliches Objekt körperlich 1,000000 vollständig und 1,000000 im Besitz der Ersatzpersönlichkeit. Originalobjekt verschwunden; 0,000000 Ortung möglich.“

„Nullsieben, was ist passiert?“

„Objekt 13 wies Abweichungen zu den übrigen Wesen auf. Erhöhte Hirntätigkeit und so.“

„Wissen wir. Gerade deshalb haben Sie ja dieses Männchen vorgeschlagen, Nullsieben.“

„Stimmt, Nullzwo, weil alles darauf hinwies, dass gerade dadurch Objekt 13 für den Austausch besonders geeignet ist. Es ist nur, es hat sich...“

„Was?!“

„Es ist, als ob sich das Objekt gewehrt hätte, und zwar erst und genau in dem Moment, als der Austausch stattfinden sollte.“

Die Geräte zeigten plötzlich 1,000000 verrückte Daten an, aber es war zu spät, alles zu stoppen. Es hat ein unvollständiger Austausch stattgefunden, aber zwischen welchen Individuen – 0,000000 Ahnung.“

Nullzwo zischte: „Dafür werden alleine Sie sich verantworten müssen, Nullsieben. Sie haben das Experiment gestartet, ohne das Objekt vorher länger zu untersuchen.“

Kennungssuche von der Basis aus starten!“

Nullsieben wandte sich zum Gehen, erstarrte aber wie alle anderen auch, als die Stimme ertönte: „Hier spricht Nummer Eins. An alle. Hier spricht Nummer Eins. Sofort alle Experimente abbrechen, Objekte freigeben, Station säubern und abschließen. Man ruft uns in einer dringenden Angelegenheit ab. Ich wiederhole: Hier spricht...“

Prolog II

Das Mädchen schrie auf. „Da liegt einer!“ Der junge Mann hielt den Wagen an, sie sprangen heraus und eilten zu dem Liegenden.

„Der war vorhin noch nicht auf der Straße“, sagte der Mann und prüfte Puls und Atmung des Verunglückten, während das Mädchen die Notrufnummer wählte. „Er ist bewusstlos, aber Atmung und Herz funktionieren.“

„Die schicken einen Rettungswagen“, sagte das Mädchen und gemeinsam brachten sie den Mann in Stabile Seitenlage.

Nach endlos erscheinenden Minuten kamen von links der Rettungswagen und von rechts die Polizei. Der Bewusstlose wurde abtransportiert; die Polizisten inspizierten den Unfallort und befragten den jungen Mann, nennen wir ihn Thorsten. „Ich bin vor ein paar Minuten auf dem Weg zu Annette schon mal hier entlang gefahren. Wenn der Mann auf der Straße gelaufen wäre, hätte ich ihn auf jeden Fall sehen müssen. Aber da war wirklich niemand.“

Die Polizisten notierten sich die Daten von Thorsten und seiner Freundin und untersuchten das Auto auf Spuren eines Unfalls. „Da ist nichts, Sie können weiterfahren“, vermeldete der Beamte nach Ewigkeiten.

Die Sache war und blieb mysteriös. Der Mann lag in tiefer Bewusstlosigkeit und nichts deutete auf die Ursache hin. Er hatte keinerlei äußere oder innere Verletzungen, ja nicht einmal blaue Flecken oder Abschürfungen von einem Sturz. Es gab keine Anzeichen für Herzinfarkt, Schlaganfall oder Unterzuckerung oder was sonst zu Bewusstseinsverlust führte. Der Mann war übergewichtig und schien alles andere als sportlich zu sein, war aber kerngesund. Er mochte sein Feierabendbierchen lieben, Spuren von übermäßigem Alkoholgenuss oder gar Drogen waren keine zu finden.

In seinen Taschen befanden sich Papiere, die ihn als Hermann Meier aus dem Dorf S. bei W. auswiesen.

Herr Meier arbeitete bei der Firma F. in M., ein paar Kilometer von S. entfernt. Mehrere Kollegen sagten übereinstimmend aus, dass er an jenem Dienstag im April wie immer um halb vier mit seinem Auto vom Betrieb weggefahren war. Autoschlüssel und Papiere befanden sich in Herrn Meiers Taschen, der Wagen wurde in R. auf dem Parkplatz eines Einkaufsmarktes gefunden, der am üblichen Arbeitsweg von Herrn Meier lag. Bis dahin war alles klar, ein Kollege war hinter Meier hergefahren, bis der wie jeden Dienstag zum Einkaufen abbog. Dann jedoch verlor sich die Spur. Keiner hatte Herrn Meier noch gesehen. Es war einfach nicht herauszufinden, wie er auf die schmale, selten befahrene Verbindungsstraße zwischen D. und L. gekommen war, die völlig abseits seiner gewohnten Fahrtrouten lag. Die Polizei gab sich wirklich Mühe; in allen Zeitungen erschienen Fotos von Herrn Meier mit der Bitte um Mithilfe. Es meldete sich niemand, der Herrn Meier nach dem Kollegen noch gesehen hatte.

Auch die Versuche, mittels Spürhunden ausfindig zu machen, wie Herr Meier dorthin gekommen war, wo man ihn gefunden hatte, schlugen fehl.

Man konnte nur noch auf ein baldiges Erwachen hoffen.

Prolog III

Mondlose Nacht.

Nullsieben stand vor der Station und sah dem sich rasch entfernenden Lichtpunkt nach. Sie hatten es getan. Sie hatten es wirklich getan.

Nullzwo hatte sich bei Nummer Eins durchgesetzt, möge er im Ursprungskrater enden. Nullzwo hatte alle Schuld auf Nullsieben geschoben, dabei war Nullzwo selbst es gewesen, der darauf gedrängt hatte, das Experiment eher durchzuführen. Mit dem Erfolg wollte er sich bei Nummer Eins einschmeicheln. Dieses Miststück hatte es hinbekommen, dass Nullsieben die Verantwortung ganz allein trug. Alle aufgezeichneten Anordnungen stammten von Nullsieben. Und jetzt hatten sie ihn auf diesem kalten, grauen Planeten zurückgelassen, damit er die Sache wieder in Ordnung brachte. Wie sollte das bloß gehen? Wie sollte er auf dieser überbevölkerten Kugel ein bestimmtes Individuum suchen? Und falls er das Männchen tatsächlich wiederfand, wie sollte er das Individuum finden, in dem jetzt ein Teil der Persönlichkeit von Objekt 13 steckte? Ein hoffnungsloses Unterfangen. Wenn er es sich in der Station bequem machte, würde er das gleiche Ergebnis erzielen wie mit intensiver Arbeit. Aber genau das hatte Nummer Eins vorhergesehen und auf regelmäßigem Rapport bestanden.

Jetzt stand er hier und hatte weiter nichts in der Greife als zwei Speicherkristalle. Einen mit den Daten von sämtlichen Stationen auf diesem Planeten und der gnädigen Erlaubnis, alle zu benutzen und den anderen mit dem Hologramm von Objekt 13. Solche Typen mit langen Fäden aus abgestorbenen Zellen auf dem Kopf, nachtfarbenen Augen und ausgeprägtem Riechorgan gab es hier doch garantiert Millionen...

Aufwachen

Orange Lichtblitze; das Hirn explodiert.
Schwärze. Stille.

Schwärze. Nervtötendes Sirren im Ohr. Klumpen statt Augenlider.
Stille. Schwärze.

Gleichförmige Geräusche. „Tick, tick, tick, tack, tick, tick, tick, tack, tick, tick, tick, ...“
Augen auf. Grüner Schimmer, roter Schimmer. Augen zu.
Stille. Bunte Bilder.

Gleichförmige Geräusche. „Tick, tick, tick, tack, tick, tick, tick, tack, tick, tick, tick, ...“
Augen auf. Grelles Licht. Augen zu, langsam wieder auf.
Besser.

Kahle Wände. Alles weiß.

Rechten Fuß bewegen: geht. Linker Fuß: geht. Knie anziehen, strecken: geht. Rechte Hand: bewegt sich.
Linke Hand: will, aber kann nicht. Kopf drehen: aua. Augen zu, durchatmen. Augen auf: linke Hand ist
festgebunden. Wo? Bett? Möglich. Bestes Stück? Winzig, aber vorhanden.

Melde gehorsamst, alles da.

Was ist los?

Schritte, ein Halbgott in Weiß. „Nu gugge an, der Herr Meier is aufgewacht!“ Eine Halbgöttin. Was ist das
für eine komische Sprache? Irgendwie fremd. Herrmeier?

„Da werde ich gleich mal Ihrer Frau Bescheid sagen.“

Frau?

Die Zunge ist viel größer als die Höhle, in die sie gehört. Nicht weggehen!!! – „D-d-d-dur-durst!“

„Ach, klar. Warten Sie, ich komme gleich.“

Ihh, Bahndamm Sonnenseite! Lauwarm, eklig, aber flüssig. Schluck, schluck, noch einen. Pfui Teufel!

„So, jetzt hole ich Ihre Frau. Die wird sich bestimmt freuen, dass sie wieder da sind, Herr Meier!“

Herr Meier? Frau?

„Hermann!“

Hermann? Sollte er das sein? Nein, das war nicht sein Name. Aber wie hieß er dann?

Keine Antwort.

„Hermann! Na, du hast mir ja einen schönen Schrecken eingejagt!“

Das war nicht „seine Frau“! Seine Gefährtin war nicht klein, dick, blond. Aber wie sah sie aus? Keine
Ahnung. Aber diese hier war es nicht.

Halt, das war eine Erinnerung! Er hatte keine Ehefrau, nur eine Freundin. Wie hieß die bloß? Keine
Antwort.

„He, was soll das? Sie sind nicht meine Frau! Lassen Sie mich los, ich bin nicht Ihr Hermann!“

„Aber – aber, erkennst du mich gar nicht? Ich bin doch deine Minna!“

„Minna? Nie gehört!“

Was war das denn für eine Sprache? Die Worte rollten ihm auf der Zunge herum wie Steine. Es war nicht
seine gewohnte Sprache. Aber wie sprach er eigentlich? Wer war er? Hermann Meier bestimmt nicht. Was
war los?

Die Frau flüsterte mit tränenerstickter Stimme: „Erkennst du mich wirklich nicht?“

Er sah sie an und schüttelte den Kopf. Die Frau begann zu schreien und hörte erst wieder auf, als ein
Weißkittel kam und sie hinausführte.

Endlich Ruhe.

Denkste.

Der Weißkittel kam wieder, setzte sich zu ihm auf die Bettkante. Machte die linke Hand los, zog eine Kanüle heraus.

„Wo bin ich hier eigentlich und warum bin ich hier?“

Der Weißkittel sah auf. „Sie sind im Krankenhaus von Z.“

„Z.? Nie gehört.“ Der fremde Ortsname bereitete seiner Zunge Schwierigkeiten.

Der Weiße zog die Augenbrauen hoch. „Können Sie sich an gar nichts mehr erinnern?“

„Nein. Ich weiß nur, dass ich nicht Hermann Meier heiße und diese Minna nicht meine Frau ist.“

„Aber als man Sie gefunden hat, hatten Sie einen Personalausweis auf genau diesen Namen bei sich. Hier.“

Der Weißkittel zog eine Schublade auf, holte eine Plastikkarte heraus, drückte sie ihm in die Hand.

Links befand sich ein Passfoto. Den Mann darauf kannte er nicht. Rechts stand:

Meier

Hermann

03.04.1956

Darunter eine Unterschrift, die „H. Meier“ heißen konnte. Und obendrüber in Blockbuchstaben:

„BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND“

Die Karte glitt ihm aus der Hand. „Das soll ich sein?“

Der Weißkittel nickte. „Das Passbild ist eindeutig Ihres und Ihre Frau hat Sie erkannt.“

Er schüttelte den Kopf. Der antwortete mit stechenden Schmerzen. Er ließ sich zurücksinken, schloss die Augen, orange Kreise kamen und gingen. Als der Schmerz wieder nachgelassen hatte, öffnete er die Augen wieder.

„Irgendwas stimmt nicht. Wie komme ich hierher?“

„Man hat Sie bewusstlos auf der Straße zwischen D. und L. gefunden.“

„D.? L.? Nie gehört. Mir ist alles so fremd...!“

„Keine Panik“, redete der Weißkittel beruhigend auf ihn ein. „Es wird ein Weilchen dauern, aber ich bin sicher, dass Sie Ihre Erinnerungen wiederfinden.“

Damit ging der Weißkittel, man ließ ihn in Ruhe.

Er lag da und grübelte darüber nach, wer er war. Plötzlich schoss etwas durch sein Hirn. Was hatte auf der Karte gestanden? BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND? Da war er noch nie gewesen. Wie kam er hierher? Dann war die komische Sprache, über die er bei so ziemlich jedem Wort stolperte, deutsch? Aber deutsch war nicht seine Muttersprache, das war etwas, was tief in seinem Inneren feststand. Nur, mit welchen Worten war er aufgewachsen? Er grübelte, schlief ein, wachte auf, grübelte weiter, schlief ein, wachte auf, grübelte. Es führte zu nichts. Er wusste nur, was NICHT war.

Irgendwann ging die Tür auf, eine ältere, gemütlich aussehende, rosabekittelte Frau kam herein. „Erika Enders, Helferin“, stand auf dem Schild, das sie an der Brust trug.

„So, Herr Meier“, sagte sie munter, „Sie dürfen´s jetzt mal mit ein bisschen Nahrung probieren.“

Er wollte schon protestieren, besann sich aber eines Besseren. Man hatte den Personalausweis eines Hermann Meier in seiner Tasche gefunden und so lange er es nicht besser wusste, würde er Hermann Meier bleiben müssen.

„Hier, ein Teller Hühnerbrühe.“

Er schnupperte, kostete, erinnerte sich. So roch, so schmeckte Hühnerbrühe. Und sogar ein paar Nudeln schwammen darin!

„Was sind das hier für weiße Fäden?“

Die Helferin sah ihn erstaunt an. „Fadennudeln“, antwortete sie leicht verwundert.

„Wenigstens etwas, an das ich mich richtig erinnere“, sagte er bitter. Die Helferin lächelte ihn mitleidig an.

Die Suppe schmeckte, er löffelte drauflos. Erst jetzt merkte er, dass er ziemlichen Hunger hatte.

„Langsam, langsam, Herr Meier! Sie haben fast vierzehn Tage nichts mehr zu sich genommen.“

„Was, so lange?“

„Ja“, antwortete sie. „Sie sind sozusagen ein medizinisches Rätsel, weil die Herren Doktoren nichts finden, was diese tiefe und lange Bewusstlosigkeit ausgelöst haben könnte.“

Er starrte sie nur an.

Der nächste Schock kam am Abend. Ein junger Mann, der sich als Pfleger Mischa vorstellte, forderte Herrn

Meier auf, doch mal zu versuchen, ob es mit Aufstehen und ein bisschen Waschen klappte. Er schlug die Decke zurück und erschrak. Was für einen fürchterlichen Pyjama hatte man ihm denn angezogen? Braun-orange längsgestreift, steifes Baumwollgewebe – so etwas hatte er nie besessen. Seine Farben waren eher grau und blau. Haaalt – das war eine Erinnerung. Festhalten, bloß nicht wieder vergessen. Wer war er wirklich?

„Geht´s?“, fragte Pfleger Mischa.

„Ja, ja“, stöhnte er, richtete sich auf und fuhr in die bereitgestellten Pantoffeln. Braun-gelb kariert, igitt. „Sind das meine?“ – „Ja, natürlich. Die hat Ihre Frau mitgebracht.“

Frau? Ach so, Minna Meier. Die schien tüchtig unter Geschmacksverirrung zu leiden.

Er hatte nicht erwartet, dass seine Füße in diesen kleinen Dingern Platz hatten, aber sie passten.

Sich festhaltend und vom Pfleger gestützt, ging er hinter einen Wandschirm, wo sich ein Waschbecken befand.

Er sank geschafft auf den bereitstehenden Hocker, während Mischa Wasser einließ und Waschlappen, Seife und Handtuch zurechtlegte. „Wollen Sie selber?“

Er nickte, quälte sich aus dem Pyjama, sah an sich herunter und erschrak. Diese Brust, die herunterhing wie bei einer Frau, dieser übergroße, widerlich weiche Bauch, diese ekelhaft fetten, wabbeligen Schenkel mit diesem winzigen Dingsda dazwischen, das kaum die Bezeichnung Penis verdiente – das war doch nicht er! Er war groß gewesen, mager, weniger behaart und sein kleiner Lümmel ... nun ja, etwas größer war der schon.

Was war los?

Er stemmte sich hoch, um im Spiegel sein Gesicht zu betrachten.

Dass er jetzt das altvertraute, lange, von schwarzen Haaren eingerahmte Gesicht mit den schmalen Lippen, den dunklen, umschatteten Augen und der großen Nase sehen würde, hatte er nach dem Anblick des Körpers nicht mehr wirklich erwartet. Was ihm aus dem Spiegel entgegenstarrte, passte zu dem Rest: ein aufgedunsenes Mondgesicht mit hellgrauen, halb im Speck versunkenen Augen, vollen Lippen und einer Knollennase, darüber rotblonde strubbelige Haare.

Er steckte in einem fremden Körper! Diese Erkenntnis traf ihn wie ein Keulenschlag und streckte ihn nieder.

Professionelle Hilfe

Vorab: *Vielen Dank an Eo-Lahalla, Kalliope und Kira Gmork für ihre lieben Kommis!
Mal sehen, wer als erstes errät, wen ich da in Hermann M.'s Körper verfrachtet habe...*

Stille. Schwärze.
Sirrende Geräusche im Ohr. Augen auf. Grelles Licht. Augen zu.
Schwärze. Stille.
Männerstimmen. Augen auf.

Er befand sich noch in demselben kahlen, weißen Krankenzimmer. Ein Blick auf die Hände – nein, das Wunder war nicht geschehen. Er steckte immer noch in dem Körper von Hermann Meier und wusste von seinem eigenen Leben nicht mehr, als dass er eine Freundin hatte und wie sein Körper ausgesehen hatte. Was war mit ihm passiert?

Stimmen drangen in sein Bewusstsein. Am Fußende des Bettes standen zwei männliche Gestalten in weißen Kitteln. Der eine, den Kittel ordentlich zugeknöpft und den Kopf gesenkt, war Pfleger Mischa. Der andere musste ein höheres Tier sein. Er trug den Kittel offen und hatte die rechte Hand lässig in der Hosentasche stecken, so dass man eine dunkelblaue Tuchhose und ein weißes Seidenhemd erkennen konnte. (Woher wusste er eigentlich, dass das Hemd aus Seide war?) Der Höhergestellte schien gerade damit fertig zu sein, Mischa herunterzuputzen, denn der hatte rote Flecken im Gesicht, senkte den Kopf noch mehr und entfernte sich schleunigst und um Lautlosigkeit bemüht.

Der andere wandte sich um und kam näher. „Dr. Hugo Balduin. Chefarzt“, konnte er die gestickten Buchstaben auf der Brusttasche entziffern. Der Chef, ah ja, der hatte die Berechtigung, mit Mischa zu schimpfen.

Freundlich lächelnd, aber die Hand immer noch in der Hosentasche, fragte er: „Na, Herr Meier, wie fühlen Sie sich so?“

„Beschissen“, knurrte er, „und ich...“

„Nicht doch, nicht doch!“ Balduin tätschelte ihm die Hand. „Ich kann verstehen, dass Sie sich schlapp und mies fühlen, nachdem Sie umgekippt sind. Mischa, dieser Trottel, hat es gleich übertrieben.“

„Nein, ich...“

„Wir kriegen Sie schon wieder auf die Beine, nur keine Angst.“

„Ähm, haben Sie solche, ähm, Aussetzer schon mal gehabt? Oder Schwindelanfälle? Herzrasen? Sehstörungen? Filmrisse nach zuviel Alkohol?“

„Ich erinnere mich an nichts, ich...“

„Nein? Na ja, wenn Sie so was öfters gehabt hätten, hätte uns Ihre Frau sicher etwas gesagt.“

Er wurde langsam ärgerlich. „Nein, ich kann mich an gar nichts mehr erinnern. Ich weiß nicht, wie ich heiße, wie alt ich bin, woher ich stamme, nichts, außer dass ich nicht Hermann Meier bin, obwohl ich in seinem Körper stecke.“

Irritiert sah Dr. Balduin auf ihn herab. „Wie meinen Sie das?“

Sein Ärger wuchs. „So wie ich es sage. Ich bin jemand anders, der im Körper von Hermann Meier steckt. Was passiert ist und wo Meiers Seele hin ist, weiß ich allerdings auch nicht.“

Balduin brummte etwas Unverständliches und ging.

Er blieb zurück in dem stillen, kahlen Zimmer, allein mit seinen Gedanken. Es war warm, er klebte am ganzen Körper und hatte Durst. Nach einer Weile wagte er es, aufzustehen und zum Waschbecken zu gehen. In langen Zügen trank er das kühle, klare Wasser und machte sich keine Gedanken darüber, ob es wirklich trinkbar war. Dann schlurfte er zum Bett zurück, setzte sich und untersuchte das Nachtschränkchen. Dort lag neben Hermann Meiers Personalausweis eine Uhr, die halb fünf zeigte, und eine Geldbörse. Er zögerte erst, sie zu öffnen – in fremden Geldtaschen wühlte er nicht herum. Dann fiel ihm ein, dass jeder ihn für Hermann

Meier hielt und er sah nach.

Die Geldscheine kamen ihm fremd vor. „Euro“, was war das für eine Währung? Jedenfalls nicht die, in der er für gewöhnlich zu bezahlen pflegte. 50, 70, 90, 110, 130 135 Euro zählte er zusammen. War das viel oder wenig?

Die Kupferlinge im Kleingeldfach kamen ihm auf den ersten Blick vertraut vor. Aber auch nur auf den ersten Blick, denn hier stand „Cent“ drauf. Und sie hatten verschiedene Rückseiten. Auf den meisten Fünfcentstücken befanden sich hinten Eichenblätter, aber er entdeckte auch eines mit dem Abbild einer halbrunden Ruine. Und auf einem Zehner war ein Kirche zu sehen, eine andere Münze hatte auf der Rückseite ein Schiff... Nur von vorn sahen alle gleich aus...

Er hatte das Gefühl, eine Erinnerung greifen zu können, aber sie witschte ihm durch die Finger...

In Gedanken versunken packte er das Geld wieder ein. Im hinteren Fach fand er eine Plastikkarte mit einem braunen Streifen. „Sparkasse Z.“ stand darauf. War das eine Kreditkarte? So etwas hatte er nie besessen, da war er sich sicher. Und noch etwas fand er in der Börse: Hermann Meiers Führerschein. Es lief ihm kalt den Rücken hinunter. Hoffentlich verlangte keiner von ihm, Auto zu fahren. Das konnte er nicht. Aber wie war er von einem Ort zum anderen gekommen? Auf diese Frage gab sein Hirn keine Antwort.

In einer Ecke befand sich ein schwarzes Mäppchen, darauf lag eine Schlüsseltasche mit einem merkwürdigen Ding darin: aus einem schwarzen Plastik-Viereck ragte auf einer Seite eine etwa zwei Millimeter dicke Metallschiene hervor, in die auf beiden Seiten eine unregelmäßig verlaufende Nut gefräst war.

In dem Mäppchen befand sich eine gefaltete hellgrüne Karte. Unter der Überschrift „Zulassungsbescheinigung Teil I“ standen lauter Wörter, Zahlen und Abkürzungen, mit denen er nichts anzufangen wusste. Keinerlei Erinnerung regte sich in seinem Kopf. Er packte Hermann Meiers Habseligkeiten wieder ein und grübelte ohne Ergebnis, bis die Tür aufging und eine dralle, blonde Krankenschwester hereinkam, die unter dem rosa Kittel anscheinend nichts weiter trug. Sie stellte ein Tablett auf den Nachttisch und sagte in einem ganz komischen Ton: „So, hier ist was schönes zu Essen für uns, happi-happi!“ Dabei beugte sie sich zu ihm herunter.

„Schön, dass Sie mir Gesellschaft leisten wollen, Schwester Claudia“. Seine Augen blieben oben an ihrem Kittel hängen, ohne dass es ihm bewusst wurde.

Sie wurde rot, knallte das Tablett hin, bellte: „Brot, Butter, Wurstsalat, Käse, Rohkost“, wobei sie auf das jeweilige Nahrungsmittel zeigte.

Für wie doof hielt die ihn denn? Natürlich wusste er, was Brot, Butter... Moment mal! Merkwürdig – Dinge wie Brot, Butter, Käse kannte er, aber mit dem Geld von Herrn Meier konnte er nichts anfangen. Er konnte lesen und sprach eine Sprache, die ihm normalerweise nicht geläufig war, wusste aber nicht, wie er hieß. Hier passte nichts, aber auch gar nichts zusammen.

Abgesehen davon, dass irgendwann jemand kam und das Tablett wegräumte, ließ man ihn allein mit seinen Grübeleien.

Früh am nächsten Morgen wurde er geweckt. Eine hagere, ältere Schwester erschien und kommandierte: „Fieber messen!“ – „Thermometer wieder her!“ – „Könn´se aufstehen? Muss das Bett machen.“

Er verdrückte sich lieber auf den Gang und zum Stillen Örtchen.

Gegen Neun Uhr erschien ein Schwarm Weißkittel zur Visite. Dr. Balduin erklärte seinem Gefolge halblaut, was der Patient Meier für eine Krankheit hatte. An ihn selber richtete keiner ein Wort.

Etwa eine Stunde später erschien ein höheres Tier – er trug den Kittel offen und darunter Tuchhosen und ein gutes Hemd. Er sagte „Guten Morgen!“, zog einen Stuhl an das Bett, setzte sich umständlich, legte die Beine übereinander und packte ein Klemmbrett auf die Knie.

Ein Bild blitzte in seinem Hirn auf – ein Klemmbrett, gehalten von einer rosa gekleideten Frauensperson – und löste eine unangenehme Empfindung aus. Das Bild verlosch, ehe er wusste, wer die Frau war. Zurück blieb das unangenehme Gefühl von Ärger. Er starrte auf das Klemmbrett und versuchte, die Erinnerung zurückzuholen – vergebens.

Der Mann stellte sich vor: „Ich heiße Julius Schuppski, bin Doktor der Psychologie und mir ist die Aufgabe zugefallen, Ihre Erinnerungen wieder zu Tage zu fördern, Herr Meier.“ Schuppski strich sich eine nicht vorhandene Haarsträhne aus der Stirn, sah auf ihn herunter und fragte: „Sie heißen Hermann Meier?“

Er überlegte, was er antworten sollte. „So steht es in einem Personalausweis, geboren am 3.4.56 in Z. Das Passfoto dort sieht mir ähnlich, aber – ich bin nicht Hermann Meier. Nur – ich kann mich an nichts erinnern – Name, Geburtstag und

–ort – Fehlanzeige. Nur wie mein Körper aussah, weiß ich noch.“

Schuppski musterte ihn eindringlich und sagte: „So. Sie glauben also, ein anderer zu sein, der im Körper von Hermann Meier steckt?“

„Genau so ist es.“ Endlich mal jemand, der es auf Anhieb begriff.

„Aber Sie können sich an nichts als an Ihr Aussehen erinnern?“

„Ja.“

„Dann beschreiben Sie mal.“

Schuppski schrieb auf, was er hörte. „Das ist ja das ganze Gegenteil von dem, was Sie sind, Herr Meier. Vielleicht ist das eine Art Wunschbild, das Sie da haben?“

„Nein, ich weiß es genau!“ Blöder Hammel, der glaubte es auch nicht. War wohl auch für einen Psychofuzzi nicht alltäglich, dass jemand im Körper eines anderen landete und sich an nichts erinnern konnte.

„Und Ihre Frau haben Sie auch nicht erkannt, so sagte man mir jedenfalls.“ – „Stimmt, die habe ich noch nie gesehen.“

Schuppski strich sich wieder die nicht vorhandene Haarsträhne aus der Stirn, fuhr sich mit der Hand ums Kinn, wippte mit dem Oberkörper vor und zurück, strich die Haarsträhne weg...

„Fangen wir mal anders herum an. Was wissen Sie überhaupt?“

„Hm, ich kann Deutsch sprechen und lesen, obwohl ich glaube, dass das nicht meine Muttersprache ist.

Ich weiß, was ich gestern Abend und heute Morgen auf dem Teller hatte und dass Sie mit einem giftgrünen Kugelschreiber auf kariertem Papier schreiben.“

Er dachte einen Moment nach. „Geld zählen kann ich auch, aber was Herr Meier in seiner Börse hatte, war mir fremd. Ich weiß, wie ein Auto aussieht, aber habe noch nie eins gefahren.“

Schuppski machte eine eilige Notiz. „Führerschein einziehen“, konnte er entziffern, als er Meiers Hals ein wenig reckte. Na, das sollte ihm nur Recht sein.

Den ganzen Vormittag lang betrieb Schuppski mit ihm ein Frage-Antwort-Spiel und beschrieb Seite um Seite auf seinem Klemmbrett. Halb zwölf, kurz vor dem Mittagessen, verabschiedete er sich mit dem Versprechen, über das Gehörte nachzudenken und eine geeignete Therapie auszuarbeiten.

‘Von mir aus bleib, wo der Pfeffer wächst’, dachte er und füllte Meiers Magen mit Kartoffelpüree und fadem Gulasch. Dann grübelte er über die Tests nach, die Schuppski mit ihm gemacht hatte. Es hatte sich herausgestellt, dass er, wenn auch nur mühsam und mit Fehlern, schreiben konnte. Er hatte gewusst, dass Albert Einstein die Relativitätstheorie aufgestellt hatte und dass die Amerikaner auf dem Mond gewesen waren. Er kannte das kleine und das große Einmaleins, mit dem Alphabet gab es leichte Schwierigkeiten. Er konnte die Namen der Dinge benennen, aber er wusste nicht, wer er war und was er getan hatte, bevor er im Krankenhaus aufgewacht war.

Und er grübelte nach, was eine klemmbretthaltende, rosagekleidete Frau für eine Bedeutung in seinem Leben gehabt hatte.

Das Personal ließ ihn in Ruhe, erst am Nachmittag, kurz vor vier Uhr, ging langsam die Tür auf und Minna Meier kam zögernd herein.

„Hallo, Hermann!“, sagte sie leise, als sie neben dem Bett stand.

Er wollte die Frau nicht erschrecken und sagte auch leise „Hallo.“

„Erkennst du mich wenigstens jetzt wieder?“

„Ja“, sagte er, „Sie sind – du bist die Minna, meine Frau.“

Sie lächelte, aber das Lächeln verschwand, als er fragte: „Wie alt bist du eigentlich? Wann haben wir geheiratet? Und wie heißt du vorher?“

Tränen traten in ihre Augen. Er sagte: „Ich weiß gar nichts mehr. Du musst mir alles erzählen.“

Minna antwortete; „Aber das ist doch anders, ist keine Erinnerung.“

„Stimmt.“ Er dachte an das Klemmbrett. „Aber vielleicht löst ja irgendetwas die Sperre in meinem Kopf.“

Sie nickte und begann, geduldig zu erzählen und auf seine Fragen zu antworten.

Die nächsten beiden Tage liefen nach dem gleichen Muster ab: Vormittags machte Dr. Schuppski Tests mit

ihm, nachmittags kam Minna und erzählte.

Allerdings wurden ihre Besuche kürzer und seltener, je länger er in der Klinik lag.

Am dritten Tag brachte Schuppski ein Tonbandgerät mit, schaltete es ein und hypnotisierte ihn.

Als er wieder aufgewacht war, hatte Schuppski steile Falten auf der Stirn. „Das ist merkwürdig, Herr Meier“, sagte er, „unter Hypnose haben Sie Englisch gesprochen und es klang sehr flüssig, so als ob die Sprache Ihnen geläufig wäre. Zum Glück spreche ich selber fließend Englisch, so dass ich Ihnen folgen konnte.“

Viel haben Sie mir allerdings nicht erzählt. Hören Sie mal!“

Das Tonband lief ab und er hörte Meier sprechen, ohne dass er ein Wort verstand. Schuppski musste ihm alles übersetzen. Er hatte ihm suggeriert, vor einem Spiegel zu stehen und gefragt, was er sähe.

„Anscheinend haben Sie sich den anderen Körper nicht ausgedacht, denn von einer Narbe am Bein haben Sie vorher nichts gesagt.“

„Eine Narbe am Bein?“, fragte er. Schuppski nickte, spulte das Band zurück und übersetzte Wort für Wort.

Ein Bild huschte durch seinen Kopf: Eine Falltür, darauf ein dreiköpfiger Hund. Der linke Kopf schnellte vor...

„Ich würde gern noch mehr solcher Sitzungen mit Ihnen halten, aber dazu brauche ich noch ein paar Informationen über Ihre Vergangenheit. Verstehen Sie, damit ich Ihnen sagen kann, wohin sie zurück gehen sollen.“

Er nickte mit Meiers Kopf, aber so richtig wohl war ihm nicht. Er hatte das unbestimmte Gefühl, dass der dreiköpfige Hund für ihn durchaus real gewesen war, aber hier zum Fantasiegebilde erklärt werden würde. Wer weiß, was für Erinnerungen noch darauf warteten, hervorgeholt zu werden...

Minna kam eines Tages später als üblich und sie sah total verheult aus. Schluchzend zeigte sie ihm einen Brief von der Polizei, in dem stand, dass Hermann Meier seinen Führerschein abgeben müsse. „Gib mir am besten gleich die Papiere und die Schlüssel mit, vielleicht kann Max dich mit unserem Auto hier abholen.“

Ah, das Ding auf den Fahrzeugpapieren war also der Autoschlüssel.

Er gab Minna das Verlangte ohne Bedauern.

Leider war sie noch nicht fertig mit den schlechten Nachrichten.

„Dieser Dr. Schuppski meint, du hättest Anzeichen einer Schizophrenie.“

„Schizo- was?“, fragte er.

„Schizophrenie, das heißt, eine gespaltene Persönlichkeit.“

Und er will dich in seine Klinik stecken und dort kurieren.“

Sie begann wieder zu weinen und suchte ein Taschentuch.

„Aber, aber, das ist eine Privatklinik, und das können wir uns gar nicht leisten. Außerdem will ich nicht, dass du in eine Nervenklinik kommst. Ich will nicht, dass sie dich mit Psychotabletten vollpumpen...“

Er hörte nicht mehr zu. Gespaltene Persönlichkeit? War es möglich, dass er schon immer in Hermann Meiers Körper gesteckt hatte? Nein, sonst hätte er sich wohl kaum an einen anderen Körper erinnert. Wieviel von Hermann Meier steckte noch in diesem Kopf? Was war passiert?

„Habe ich irgendwann einmal erzählt, dass ich Ärger mit einer ganz rosa angezogenen Frau hatte, die ein Klemmbrett benutzte?“

„N-nein“, antwortete Minna verdutzt.

Eine Pause entstand. Minna kramte in ihrer Handtasche, er versuchte wieder, sich zu erinnern.

Aber da war nichts. Je länger er diese Frau betrachtete, umso sicherer war er sich, dass er sie hier im Krankenhaus zum ersten Mal gesehen hatte.

Jemand klopfte an, die Tür ging auf. Ein dunkelhäutiger, turbantragender Mann steckte seinen Kopf herein, sagte: „Oh, Entschuldigung“ und verschwand wieder. Ein Blitz fuhr durch seinen Kopf, Bilder entstanden: Ein großer Saal voller gleich gekleideter Kinder, sie flüchteten schreiend. Ein Mann mit einem Turban auf dem Kopf erhob sich grinsend vom Fußboden und rannte zu einer Seitentür.... Von dem Turban ging Gefahr aus...

Minna begann schon wieder zu weinen. Das heulende Weib störte ihn, er musste sie loswerden, um in Ruhe nachdenken zu können. Stöhnend führte er die Hände zum Kopf.

„Was ist los?“, fragte sie auf der Stelle.

„Kopfschmerzen“, stöhnte er.

Es wirkte. Sofort sprang die Frau auf, eilte hinaus, kam mit einer Krankenschwester wieder, die ihm eine

Tablette verabreichte und ein Kühlkissen auf die Stirn packte.

Minna verabschiedete sich schnell. „Vielleicht geht es dir morgen besser“, und er hatte die gewünschte Ruhe.

Anmerkung:

Alle Leser, auf die im engeren oder weiteren Sinne die Bezeichnung „Medizinisches Personal“ zutrifft, seien hier noch einmal daran erinnert, dass sie gerade eine frei erfundene Geschichte lesen und also auch die handelnden Personen mit ihren Eigenarten frei erfunden sind und kein lebendes Vorbild haben. Sonst wären ja die Namen abgekürzt...

Auf Eure Reviews freut sich
käfer

Daheim in der Fremde

Vorab: *Danke für Alandra und Eo-lahalla für die lieben Kommiss! - Geht mir ´runter wie Sahnetorte!!! - Was Eure Vermutung angeht, habt ihr natürlich recht; hatte ja genügend Hinweise eingestreut (denke ich jedenfalls).*

@ Alandra: Die Antwort auf Deine Frage kriegst Du irgendwann beim Weiterlesen...

In den nächsten Tagen versuchte der Psychologe wieder, ihn zu hypnotisieren, aber er wehrte sich dagegen und es gelang ihm immer besser. „Sie müssen schon mitarbeiten, wenn Sie wieder gesund werden wollen, Herr Meier“, murrte Dr. Schuppski.

„Ich gebe mir ja Mühe“, log er, „aber ich habe Angst.“ Er fand, dass es ziemlich überzeugend klang. Ein Fünkchen Wahrheit war auch dabei: Wenn er im Trance über den dreiköpfigen Hund plauderte oder über die Kreatur, an die er sich gestern erinnert hatte – ein riesiger Adler mit Pferdehinterteil – dann würde Schuppski ihn garantiert in der Klinik wegsperren. Der hatte schon ein paar Mal davon gesprochen, aber solange Minna Meier sich weigerte, konnte Schuppski nichts machen. Und er war ihr dankbar für die Weigerung!

Immer wieder huschten Blitze durch seinen Kopf, gefolgt von Erinnerungsfetzen. Aber nach wie vor wusste er nicht, wer er war und woher er stammte; es war alles zusammenhanglos.

Dr. Balduin ordnete an, ihn komplett durchzuchecken. Er musste literweise Blut und Urin zur Untersuchung abgeben, sich auf einem Fahrrad abstrampeln und... und... und... Zuletzt schob man ihn in den Computertomographen und scannte sein Hirn scheibchenweise.

Am Ende stand fest, dass er organisch völlig gesund war, wenn auch übergewichtig und damit herzfarktgefährdet. Nur das Fehlen jeglicher Erinnerungen konnte man sich nicht erklären. Dr. Balduin entließ ihn aus der Klinik mit einer ganzen Liste von Ermahnungen zur gesunden Lebensführung und der Überweisung an Dr. Schuppski zur weiteren Behandlung.

Minna hatte ein Taxi bestellt, nach zwanzig Minuten Fahrt hielten sie in einer Reihenhaussiedlung. Ein Haus sah aus wie das andere, nur die Grundstücke waren verschieden gestaltet. In dem einen wuchsen Kakteen, daneben versperrten Hecken die Sicht.

Minna führte ihn zum mittleren Haus einer Dreiergruppe, schloss die Tür auf und schob ihn durch einen kleinen Vorraum in ein großes Wohnzimmer. „Na, erinnerst du dich wenigstens jetzt daran?“

Er schüttelte den Kopf. „Machst du uns bitte eine Tasse Tee, wir müssen etwas besprechen.“

„Tee?“, fragte sie mit leicht entsetzter Stimme. „Tee? Keinen Kaffee?“

„Tee“, bestätigte er, „es ist gleich vier Uhr.“

Sie verschwand in der Küche. Er sah sich in dem Wohnzimmer um. Nichts, aber auch gar nichts löste irgendeine Erinnerung aus.

Er hörte Schranktüren auf- und zu gehen, Geschirr klapperte.

Nach einer Weile kam sie wieder, in jeder Hand einen Keramikpott, aus dem die Schnur eines Teebeutels hing. Sie stellte die Tassen ab, lief nochmals in die Küche, brachte einen kleinen Teller und zwei Löffel, lief wieder, kam mit der Zuckerdose zurück, setzte sich.

Ihn schauderte beim Anblick der Teebeutel, aber er wusste nicht, warum.

„Warum willst du eigentlich keinen Kaffee?“, fragte sie, während sie ihren Teebeutel aus der Tasse holte und ausdrückte.

„Weil um vier Uhr Teezeit ist“, antwortete er. „Außerdem gehört das zu dem, was ich dir sagen muss. Bitte tu mir den Gefallen und höre mir zu und vor allem – heul nicht gleich los!“

Sie schluckte und nickte.

„Was ich dir sagen will, ist in Wirklichkeit noch viel verrückter als es beim bloßen Erzählen klingt.“ Er brach ab, plötzlich unsicher geworden. Dann gab er sich einen Ruck und redete. „Du hast dir wirklich Mühe gegeben, mir alles erzählt, aber – erinnern kann ich mich trotzdem an rein gar nichts aus dem Leben von Hermann.“

Wieder hielt er inne. „Was passiert ist, weiß ich nicht und ich weiß immer noch nicht, wer ich eigentlich bin. Ich weiß nur eins: ich bin ein anderer, der irgendwie in den Körper von Hermann hineingeraten ist. Wo jetzt Hermanns Seele ist, weiß ich aber nicht.“

So nach und nach kommen Erinnerungen an mein eigenes Leben wieder. Es ist alles noch ganz zusammenhanglos und das Schlimmste ist: ich kann mich überhaupt nicht an Namen erinnern, nicht mal an meinen eigenen.“

Minna sah ihn mit großen Augen an. „Mich wundert gar nichts mehr. Du bist wirklich nicht mehr der Hermann, den ich kenne.“

Er antwortete: „Wie auch. Ich bin NICHT Hermann. Ich glaube, wenn ich meine eigenen Erinnerungen wieder beieinander habe und wieder weiß, wer ich bin, dann können wir herausfinden, was passiert ist. Und ich glaube ganz fest daran, dass dann alles wieder rückgängig zu machen geht.“

Minna nickte.

„Bis dahin muss ich so tun, als wäre ich Hermann Meier und du musst mir dabei helfen.“

Minna nickte.

Er fragte sich, wieso sie auf einmal so gefasst war und seine Erklärungen ohne jeden Widerspruch aufnahm.

Minna hatte seinen fragenden Blick bemerkt. Sie stand auf und nahm ein Buch aus dem Regal. „Phänomene der Seele“ lautete der Titel. „Hier steht einiges darüber drin, was mit der menschlichen Seele möglich sein kann. Die beschriebenen Phänomene kann man nicht begründen, aber wahr und belegt ist alles. Vielleicht sollte ich mal an diese Laura Lammos schreiben, vielleicht kann sie uns weiterhelfen.“

„Erst wenn ich das Buch gelesen habe“, sagte er energisch, trank seinen kalt gewordenen Tee aus und schüttelte sich.

Minna zeigte ihm das Haus. Der Keller hatte mehrer Räume. In dem einen inspizierte er die Lebensmittelvorräte. Konserven, Bier, Wein, Kaffeesahne,..., alles reichlich vorhanden. Ein paar Äpfel schrumpelten vor sich hin. Obst schien nicht gerade die Liebesspeise der Meiers zu sein.

Den Wirtschaftsraum mit Waschmaschine und Trockner bedachte er nur mit einem kurzen Blick, genauso den winzigen Heizraum. Ein bisschen verlegen zeigte Minna auf eine halbfertige Modelleisenbahn. „Hermanns Hobby, er hat manchmal tagelang hier gebastelt.“

„Ich werde ihm nicht reinpfuschen“, antwortete er rau.

Für solche Spielereien hatte er noch nie etwas übrig gehabt. Er las lieber, aber Bücher gab es nicht allzu viele.

Minna schluckte und wischte nun doch eine Träne ab. Vom Keller stiegen sie in den ersten Stock. Oben angekommen, schnaufte er erbärmlich. Das lange Nichtstun im Krankenhaus forderte seinen Tribut.

Ängstlich sah Minna ihn an. Er winkte ab. „Geht schon, ich bin bloß nichts mehr gewöhnt.“ Dass sein eigener Körper wesentlich leichter war als der von Hermann, verschwieg er lieber.

Im Obergeschoss befanden sich das Badezimmer, zwei kleinere und ein größerer Raum. Der große war das Schlafzimmer. Bei der Vorstellung, neben Minna im Ehebett schlafen zu müssen, grauste es ihm. Er fand seinen neuen Körper abstoßend und Minna war eigentlich nicht der Typ Frau, auf den er ansprach, aber im Moment spielte er ihren Ehemann. Was, wenn Hermann gut im Bett war und er versagte?

„Hier, deine Sachen“, riss sie ihn aus seinen Gedanken und machte die Schranktüren auf. Was er da sah, erfüllte ihn mit Entsetzen. Diese buntgemusterten Hemden! Diese ausgebleichenen Jeans! Der „gute Anzug“ passte ihm bestimmt nicht. Die Pyjamas hätte er am liebsten zum Fenster hinausgeworfen. Er biss sich auf die Zunge, bis er Blut schmeckte.

Dann zeigte Minna ihm die Nachbarn. Es war schönes Wetter und alle saßen draußen. Oberhalb wohnten die Müllers mit ihren zwei erwachsenen Söhnen. Die studierten beide und kamen nur an den Wochenenden heim. Die Müllers waren nett und umgänglich und viel unterwegs.

In dem Haus unterhalb lebten die Schmitts, ein älteres Ehepaar. Sie waren schwerhörig und ihre Unterhaltung deshalb überlaut. „Du setzt immer Kopfhörer auf, wenn du draußen sitzt. Ich wette, das machst du freiwillig, wenn du länger als fünf Minuten zuhören musst“, erklärte Mina und zeigte ihm den Discman mit den Kopfhörern. „Wie funktioniert das?“, wollte er wissen. Minna hatte keine Ahnung, wusste aber

wenigstens, wo die Bedienungsanleitung lag.

„Gegenüber in dem gelben Haus, da wohnen die Lehmanns. Unten wohnen die jungen Leute, die gehen arbeiten und sind den ganzen Tag unterwegs. Oben lebt seine Mutter und die ist die Chefin im Hause. Die Schwiegertochter hat nichts zu lachen bei ihr und ich glaube, das ist auch der Grund, warum immer noch der Nachwuchs fehlt. Die alte Krähe kann hier in der Siedlung keiner leiden, sie hängt den ganzen Tag am Fenster, beobachtet die Leute und das Schlimmste ist, sie tratscht über jeden. Pass bloß auf, dass du mit der jungen Frau Lehmann nicht mehr redest als 'Guten Tag', sonst wird dir gleich ein Verhältnis angedichtet.“

Du liebe Güte! Da musste er ja allerhand beachten. Hoffentlich sagte er mal nicht „hallo, Frau Schmitt“, wenn er auf die Frau Müller traf!

Geschafft nach so vielen neuen Eindrücken, plumpste er in die Couchecke.

Minna konnte ein Woche Urlaub nehmen. Die nutzte sie, um ihm die nähere Umgebung zu zeigen. Sie ging mit ihm zur Hausärztin. Dr. Z. war eine magere, ruhige Person. Sie war über seinen totalen Gedächtnisverlust informiert, nicht aber darüber, dass er eigentlich jemand anders war. Minna und er hatten beschlossen, es für die Außenwelt dabei zu belassen, dass er absolut alles vergessen hatte. Dr. Z. allerdings schien daran zu zweifeln. „Das passiert eigentlich nur in Filmen“, sagte sie, „dass jemand das Gedächtnis völlig verliert und ansonsten noch geistig fit ist. Mir ist nicht bekannt, dass es das tatsächlich gibt. Bisher kam nach einer Amnesie immer ein Teil der Erinnerungen zurück. Geben Sie die Hoffnung nicht auf, Herr Meier.“

Sie sollten weiterhin bei Dr. Schuppski in Behandlung bleiben.“

Dazu sagte er nichts, aber er nahm sich vor, sich nie wieder hypnotisieren zu lassen. Seine realen Erinnerungen passten zu wenig in die Welt des Hermann Meier.

Minna stöhnte, wenn sie zusammen einkaufen gingen. „Immer dieses Laufen und Busfahren. Dabei haben wir ein Auto! Du musst dir unbedingt den Führerschein zurückholen!“

Er schüttelte den Kopf. „Selbst wenn ich denen nachweisen kann, dass ich wieder fit im Kopf bin – ICH kann nicht fahren, ich habe das nie gelernt. Wenn ich in Hermanns Körper stecke, heißt das noch lange nicht, dass ich auch kann, was er konnte.“

„Dann musst du eben noch mal in die Fahrschule. Hier auf dem Dorf ist man erschlagen, wenn man keinen fahrbaren Untersatz hat.“

Das stimmte. Er fragte sich, wie er in seinem eigenen Leben von A nach B gekommen war. Er glaubte, dass er noch weiter „Ab vom Schuss“ gelebt hatte und Busfahren auch eher eine Seltenheit war. Aber wie war er dann vorwärts gekommen?

Sie standen mit ihren Einkaufstüten an der Bushaltestelle. Er beobachtete die vorüberfahrenden Autos. Große, kleine, weiße, grüne, silberne. Und in fast der Hälfte aller Fahrzeuge saßen Frauen am Steuer. Er fragte: „Warum fährst du eigentlich nicht Auto?“

Sie wurde rot. „Ich habe sogar den Führerschein. Aber du hast mich nie fahren lassen.“

„Hermann hat dich nicht fahren lassen?“, korrigierte er fragend.

„Er hatte Angst um sein Auto.“ Sie schüttelte den Kopf. „Irgendwie ist das alles ziemlich verrückt, nicht?“ Er konnte nur bestätigen.

Er, das heißt Hermann, war auf unbestimmte Zeit krank geschrieben. Minna arbeitete als Sachbearbeiterin im Rathaus, fuhr morgens mit dem Bus die paar Kilometer in die Stadt, kam abends zurück. Er blieb tagsüber allein, in den ersten Tagen damit beschäftigt, das Haus zu durchstöbern. Dann grübelte er und versuchte, sich an sein eigenes Leben zu erinnern. Bald merkte er, dass das keinen Sinn hatte. Seine Erinnerungen kamen spontan im Traum zurück oder wurden durch kleine Ereignisse ausgelöst.

Er begann, sich zu langweilen und schaute sich die Bücher an. Es war kaum etwas dabei, was ihn wirklich interessierte. Lesenswert fand er nur die Agatha-Christie-Sammlung und ein paar sonstige Krimis, der Rest bestand aus flachen Liebesgeschichten. Wohl eher Minnas als Hermanns Lesestoff.

Zwei Wochen ging das so, dann sagte Minna eines Nachmittags vorsichtig: „Du, der Rasen müsste mal wieder gemäht werden. Das kriegst du doch hin, oder?“

„Rasen mähen?“ Er durchforschte sein Gehirn. Fehlanzeige. „Ich glaube, so was habe ich noch nie gemacht.“

Minna sah ihn ungläubig an. „Stadtmensch?“, fragte sie nur. Er nickte und wusste doch, dass es nicht stimmte.

Minna führte ihn in den Keller. „Ist ganz einfach“, sagte sie, „hier steht der Rasenmäher, da liegt das Kabel.“

Du musst den Bügel hochziehen und dann den Knopf hier drücken, dann geht der Mäher los und du schiebst ihn über den Rasen, immer hin und her.“

„Krieg ich hin“, sagte er, obwohl er es bezweifelte.

Am nächsten Tag zog er eine ausgeleierte Jogginghose und ein noch schlabberigeres T-Shirt an, schleppte Rasenmäher und Kabel nach oben. Er rollte das Kabel aus, stellte den Rasenmäher auf die Wiese, steckte den Stecker an. Aber als er den Hebel hochzog und auf den Knopf drückte, passierte nichts. „Warum geht das nicht?“, rief er voller Verzweiflung laut aus.

„Sie haben nicht angesteckt!“, rief Müller von nebenan.

„Was? Wo?“, fragte er mit Meiers Stimme.

„Da an der Wand“, schmunzelte Müller. Dann zog er sich kopfschüttelnd zurück, weil sein Nachbar ihn sehr böse angesehen hatte. Meier war nicht mehr derselbe wie vor dem Unfall.

Meiers Körper bewegte sich zur Wand, da war eine Klappe und darunter eine Steckdose. Nur – warum ging der Rasenmäher immer noch nicht? Ach ja, der Schalter im Wohnzimmer. Irgendwie ist das alles ziemlich umständlich hier!

Schließlich hatte er es geschafft, der Rasenmäher lief. Er schwitzte schon und hatte sich doch kaum bewegt. Eklig!

Langsam und nach kurzer Zeit schnaufend schob er den Rasenmäher hin und her. Das Grundstück war ein bisschen abschüssig, bergauf hatte er ganz schöne Mühe, Meiers Massen und den Rasenmäher zu bewegen.

Nach zwei Bahnen lief ihm der Schweiß in Strömen am Körper herunter, er roch fürchterlich. Igitt! Dass Meier das nicht gestört hatte!

Nach drei Bahnen begann der Rasenmäher, das Gras hinten wieder auszuspuken. Wieso das denn? Etwas ratlos stand er da, fühlte die Blicke der Nachbarn im Rücken. Die alte Lehmanne hing bestimmt schon wieder am Fenster. Klar doch, die Gardine bewegte sich.

Warum hatte Meier eigentlich nicht wie alle anderen eine hohe Hecke zur Straße hin? Das würde er gleich heute Abend mit Minna besprechen. Hoffentlich hatte die Ahnung vom Heckenpflanzen, er wusste nicht Bescheid...

Ersteinmal aber musste er sich mit seinem vordringlichen Problem beschäftigen. Ach ja, dieses schwarze Ding hier hinten, da spießten Grashalme heraus. Minna hatte es doch gestern irgendwie in den Rasenmäher eingehängt...

Er probiert und hatte nach zwei Minuten den schwarzen Behälter in der Hand. Er war randvoll mit Gras. Auf dem Weg zum allgemeinen Kompostplatz knirschte es unter seinen Füßen – Schnecken! Igitt, igitt!

Schwitzend und schnaufend schaffte er es nach und nach, den Rasen zu kürzen. Irgendwann hatte er auch das letzte stehengebliebene Hälmchen beseitigt, das Kabel aufgerollt, den Rasenmäher gesäubert. Er war fix und alle, klatschnass geschwitzt und fühlte sich äußerst unwohl in Meiers Haut.

Während er im Schrank nach frischer Wäsche kramte, dachte er, dass in seinem eigenen Leben die Dinge irgendwie besser eingerichtet waren, einfacher, nicht so umständlich. Vor allem aber sehnte er sich nach seinem schlanken Körper zurück. Meiers Fettwanst war einfach nur widerlich.

Ehe er ausgiebig duschte, trank er in langen Zügen aus dem Wasserhahn.

Später saß er unter dem Sonnenschirm und überlegte, wie er ein paar Pfunde wegbekommen könnte. Minna musste in Zukunft beim Kochen darauf achten, dass nicht alles vor Fett triefte. Das war Punkt eins. Punkt zwei: Er durfte nicht mehr so viel essen, auch wenn es noch so gut schmeckte und er wusste, dass er früher ordentliche Portionen verdrücken konnte, ohne anzusetzen. Punkt drei: An das Bier hier konnte man sich gewöhnen, aber es blieb eben auch am Bauch hängen. Also nur noch jeden zweiten Tag eine Flasche. Ganz verzichten wollte er nicht, dafür schmeckte es zu gut. Punkt vier: Sport.

Er zog die bequemsten Schuhe an, die er in Meiers Schuhschrank finden konnte und ging los ins Einkaufszentrum, Laufschuhe besorgen.

Er kehrte unverrichteter Dinge und mit dem Bus wieder zurück. Die Turnschuhe waren unverschämte teuer; so viel Geld konnte er nicht einfach so ausgeben. Und er hatte Riesenblasen an den Füßen und war so groggy, dass er kaum noch einen Schritt tun konnte, als er endlich den Berg zur Siedlung bewältigt hatte.

Minna fand ihn tief schlafend auf dem Sofa, als sie von der Arbeit nach Hause kam.

Phänomene der Seele

Vorab: *Hallo, Eo-Lahallia, hier gibt´s das nächste Stück Leben des Hermann Meier. Ich hoffe, du hast danach noch Kraft für Chap 6, das gleich hinterher kommt, sozusagen als Schmeckerchen zwischendurch... Ansonsten: Danke für´s Review!*

„Kaffee ist fertig!“

...

„Hallo, es gibt Kaffee!“

Langsam drangen die Worte in sein Bewusstsein. Er hob den Kopf, öffnete die Augen und sah einen großen Teller voller Kuchen. Lecker! Da geriet sein gerade gefasster Vorsatz ja schon ins Wanken!

Ächzend setzte er sich auf.

„Na, hast du schön geschlafen?“, frage Minna und drückte ihm ein Küsschen auf die Wange. Es fühlte sich kalt an, war nur Routine. War es das?

Er rieb sich die Augen und nickte.

Sie verschwand in der Küche und kam mit dem Kaffee zurück.

Er betrachtete sie nachdenklich. Minnas Gang war watschelnd; Leggings und ein relativ enges T-Shirt betonten unvorteilhaft die Polster an Hüften und Beinen. Ein paar Pfund weniger würden auch ihr guttun.

Sie ließ sich in den Sessel plumpsen, nahm genüsslich schlürfend einen Schluck Kaffee und stöhnte: „Das tut gut. War heute wieder furchtbar stressig... Der Chef hat total am Rad gedreht... wollte unbedingt von jetzt auf gleich eine Zusammenstellung haben, wie viele Kinder für jede Grundschule angemeldet sind... Dann hat er noch rumgemeckert, weil ich nicht in einer halben Stunde fertig war... und hat behauptet, er hätte mir das schon vor drei Tagen aufgetragen... und fragt dauernd, wieso das so lange dauert... der hat doch keine Ahnung... muss ja nicht selber in den Akten wühlen...“

Immer zwischen zwei Halbsätzen schob Minna einen großen Happen Kuchen in den Mund. Sie kaute kaum, schluckte schnell und sprach weiter. Nach der dritten Wiederholung ihrer beruflichen Ärgernisse und dem dritten Stück Kuchen lehnte sie sich zurück und seufzte: „Jetzt ist mir wohler.“

Der Kuchen war wirklich lecker. Langsam und genießerisch aß er während Minnas Rede ein Stück.

Sie fragte: „Und, hast du den Rasen gemäht?“

„Sieht man das nicht?“, knurrte er.

Irritiert schaute sie ihn an, druckste herum. „Und, wie ist es gegangen?“

„Ging schon“, murrte er. Jetzt oder nie!!!

„Mir ist dabei eines klar geworden: Hermann ist – ich bin ... viel zu fett.“

Minnas Augen quollen aus den Höhlen.

„Ich habe geschnauft wie ein asthmatisches Walross und geschwitzt wie ein Pferd, bis ich mich vor mir selbst geekelt habe.“

„Das ist doch nicht dein Ernst“, rief sie.

„Doch“, antwortete er entschieden, „ich fühle mich in diesem Körper einfach nicht wohl.“

Sie schnappte nach Luft.

Er versuchte nun, so sanft wie möglich zu klingen. „Und dir würden ein paar Pfund weniger auch gut tun, dann würden vielleicht deine Knie und Füße nicht mehr so schmerzen.“

„Willst du mir etwa das Essen verbieten?“, rief sie empört.

„Nein, nein,...“, setzte er an.

„Kommt nicht in Frage! Wenn ich von der Arbeit komme, brauche ich was Süßes, Nervennahrung.“

Ihre Stimme wurde lauter, schriller, sie kreischte fast. „Und auf Diäten lasse ich mich nicht ein, das kannst du vergessen!“

Er holte tief Luft. „Nein, ich meine, ich will dir nicht das Essen verbieten. Und mir auch nicht, dazu schmeckt es einfach zu gut. Machen wir es einfach gemeinsam und essen ein bisschen weniger. Nicht mehr jeden Tag Kuchen, und dann auch nur ein Stück für jeden und wir kaufen weniger Wurst, dafür mehr Obst und Käse.“

In ihrem Gesicht spiegelte sich Entsetzen. „Hermann! So kenne ich dich ja gar nicht!“

„Eben“, sagte er, „ich bin nun mal nicht Hermann.“

Sie schluckte.

Er setzte fort: „Von weniger Essen alleine nimmt man nicht so gut ab; wir müssen uns auch mehr bewegen.“

„Bewegen? Soll ich vielleicht durch die Gegend joggen und mir die Haxen brechen wie die Neumannsche? Ver-giss-es!!!“

Er ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. „Joggen wäre für uns zwei völlig Untrainierte das Falscheste, was wir tun könnten. Ich dachte mehr an Laufen, Gehen, Wandern.“

„Doch nicht etwas dieses Nordic Walking?! Ich rase doch nicht wie eine Angestochene mit zwei Stöcken durch den Stadtwald!!!“

„Ich weiß nicht, was ‚Nordic Walking‘ ist. Ich dachte wirklich nur an Gehen, Wandern, Spazieren, so in der Art, statt wie letztes Wochenende nur daheim zu hocken und zu futtern.“

Sie schüttelte den Kopf. „Am Wochenende will ich mich von der Arbeit ausruhen und erholen.“

„Erholen kann man sich beim Spaziergehen besser als beim Vor-der-Glotze-sitzen. Vielleicht verzichte ich darauf, den Führerschein zu machen; wir könnten das Auto verkaufen.“

„Und wie bitteschön willst du nach M. zur Arbeit kommen? Dorthin fährt nix!“

Dummerweise hatte sie damit Recht.

„Und wenn du nicht Hermann Meier bist, kannst du nicht einfach sein Auto verkaufen.“

Nanu?

„Wenn ich nicht Hermann Meier bin, darf ich auch sein Auto nicht fahren.“

Sie tappte nicht in die Falle. „Das Auto gehört ja auch zu einem Teil mir. Und ich borge es dem Fremden, der aussieht wie Hermann Meier.“

Mist!

Sie schwiegen. Nach einer Weile Nachdenkens sagte sie: „Gut. Ich bin beim weniger Essen und mehr Spaziergehen dabei. Aber du musst dich zur Fahrschule anmelden. Und dann machen wir Ausfahrten.“

„Falls die Medizinmänner mich überhaupt für fahrtauglich erklären.“

Eigentlich hatte er „Heiler“ sagen wollen, weil er wusste, dass das der richtige Begriff in seiner Welt war.

Er stand auf und wollte Kaffee holen. Mit einem scharfen Schmerz machten sich die Blasen an den Füßen bemerkbar. „Aua.“

„Was ist denn passiert“, fragte sie ein bisschen teilnahmslos.

„Ich bin nach dem Rasenmähen ins Einkaufszentrum gelaufen und wollte mir Turnschuhe kaufen. Dabei habe ich mir furchtbare Blasen geholt.“

„Du Armer“, tröstete Minna, aber es klang irgendwie unecht, „wieso kommst du nur plötzlich auf solche Ideen?“

„Ich bin immer viel zu Fuß gegangen, aber mir, ich meine, meinem Originalkörper, machte das nichts aus.“ Er war sich nicht ganz sicher, ob stimmte, was er da sagte.

Minna übertrug ihm von nun an Aufgaben in Haus und Grundstück. Er hielt das winzige Vorgärtchen in Ordnung, lernte, mit Staubsauger und Wischlappen umzugehen und die Waschmaschine zu bedienen. Er räumte den Vorratskeller auf und ging – in des Wortes ureigener Bedeutung – Einkaufen. Zwischendurch las er die Zeitung und sah populärwissenschaftliche Sendungen im Fernsehen.

Obwohl er so ziemlich viel Beschäftigung hatte, fehlte ihm etwas. Was es war, wurde ihm klar, als er beim Staubwischen die „Phänomene der Seele“ in die Hand nahm. Bücher!

Er glaubte sich zu erinnern, dass er einst eine ganze große Bibliothek zur Verfügung gehabt hatte und dort Bücher nahm wie er wollte.

Das Meiersche Bücherregal war mager bestückt, also setzte er sich mit „Phänomene der Seele“ auf die Terrasse. Nach ein paar Minuten suchte er eine CD mit klassischer Musik aus und setzte die Kopfhörer auf. Die Schmitts redeten wieder mal über ihre Pflanzen. Ein anderes Thema schienen die nicht zu kennen, aber er konnte auch nichts über Pflanzenpflege lernen, wenn er ihnen zuhörte.

Er drehte die Lautstärke so hoch, wie er es gerade noch aushielt. Bald schon war er in „Die Phänomene der Seele“ so vertieft, dass er nichts mehr von seiner Umgebung wahrnahm.

Er las von Personen, die behaupteten, dass die Seelen längst Verstorbener in ihnen wohnten und die

vorgaben, sich deshalb an Dinge zu erinnern, die vor Hunderten von Jahren passiert waren. Er wusste, dass es das nicht gab. Laura Lammos entlarvte diese Leute als Schwindler.

Er las von Personen – meist Frauen –, die mental stärkeren Leuten – meist

Männern – so verfielen, dass sie ihre eigene Persönlichkeit aufgaben und wie fremdgesteuert lebten. Er dachte an ein kleines rothaariges Mädchen und wusste, dass es noch eine Steigerungsform gab. Laura Lammos riet zu einer Therapie.

Er las von Personen, in denen zwei verschiedene Menschen zu existieren schienen, die mitunter im Hirn stritten. Er erinnerte sich an einen Turbanträger mit zwei Gesichtern und ahnte, was mit diesen Unglücklichen geschehen war. Laura Lammos beschrieb das Phänomen, ohne die Ursache benennen zu können.

Er las von Personen, die im Trance Bilder aus der Zukunft sahen und Vorhersagen machten, die auch eintrafen. Er erinnerte sich an eine seltsam gekleidete Frau in einem heruntergekommenen Wirtshaus und wusste, dass es wahr war. Laura Lammos führte einige Beispiele an, zweifelte aber an der Wahrheit.

Er las von Menschen, die Stimmen gehört hatten, die die Anwesenheit von anderen Wesen oder Geistern spürten, die merkwürdige Dinge sahen..., aber keines der beschriebenen Phänomene glich dem, was er gerade erlebte.

Minna, die bemerkt hatte, dass er sich mit dem Buch beschäftigte, brachte die Sprache wieder auf den beabsichtigten Brief. „Ich glaube nicht, dass diese Laura Lammos uns helfen kann, aber schreib´ ruhig“, meinte er.

Zu Dr. Schuppski ging er regelmäßig. Die erste Fahrt dorthin wäre fast eine Katastrophe geworden. Schuppski hatte seine Praxis in C. und natürlich wusste er nicht, wo das war. „Wie komme ich dorthin?“, fragte er Minna. Die hatte auch keine Ahnung. „Hermann ist überallhin mit dem Auto gefahren.“ – „Ich kann aber nicht fahren.“

„Ich glaube, da fahren Busse von W. aus.“

Aber im Hause Meier gab es keinen Fahrplan, also konnte er nur auf gut Glück losgehen. Immerhin wusste er, wo in S. die Bushaltestelle war, und konnte sich dunkel erinnern, dass halb Acht ein Bus nach W. fuhr und der nächste erst um Elf.

Leider hatte er sich ein bisschen geirrt. Der Bus nach W. fuhr schon fünf vor halb und war auch noch etwas zu früh dran. Er trieb Meiers Füße zur Höchstleistung und der Busfahrer war gnädig und wartete. Schwitzend und schnaufend ließ er sich auf den erstbesten Sitz plumpsen.

Am Bahnhof in W. stieg er aus. Während er die Haltestelle nach C. suchte, kam ihm ein Bus entgegen, an dem als Fahrtziel „C.“ angezeigt wurde. Alles Gestikulieren und Arm-in-die-Höhe-Recken half nichts, der Fahrer hielt nicht an. Zu dumm! Der nächste Bus nach C. fuhr erst in 70 Minuten, da kam er viel zu spät

zu Dr. Schuppski. Am liebsten wäre er wieder umgekehrt, aber das ging nicht. Er musste eine Unterschrift von Schuppski haben, dass er den Termin wahrgenommen hatte, weil sich sonst die Krankenkasse weigerte, weiter Krankengeld zu bezahlen. Er war körperlich gesund...

Während er so dasaß, grübelte er darüber nach, wie umständlich das Leben hier eingerichtet war. Er konnte sich dunkel erinnern, früher auch schon mit dem Bus gefahren zu sein. Aber irgendwie war er der Meinung, dass man nur den Arm in die Höhe zu recken brauchte, und schon kam der Bus und brachte einen genau dorthin, wo man hinwollte. Und zwar ohne Haltestellen, Fahrplan und Umsteigen...

Nach einer Weile akzeptierte Dr. Schuppski scheinbar, dass er sich nicht mehr hypnotisieren lassen wollte. Er hatte behauptet, dass seine Erinnerungen auch so wiederkamen und als Beweis ein paar Geschichten aus seiner Kindheit erzählt. Die hatte er sich von seinen Geschwistern Klaus und Gusta erzählen lassen. Seine wirklichen Erinnerungen wollte er niemandem preisgeben. Abgesehen von Kreaturen, die hierzulande ins Märchenreich verbannt waren – dreiköpfige Hunde, Drachen, Einhörner – erinnerte er sich hauptsächlich an dunkle, bedrohliche Dinge. Schwarzvermummte Gestalten mit totenkopffähnlichen Masken, er selber mitten unter ihnen, versammelten sich um einen Meister mit rotglühenden Augen. Im Traum sah er Fetzen düsterer Rituale, Kämpfe, Töten. All diese Traumbilder und Erinnerungen waren ohne Zusammenhang und verliefen in absolutem Schweigen. Er sah, wie sich Münder bewegten, aber er hörte kein Wort, kein Geräusch.

Manchmal wurde es mitten im Traum hell, dann erschien ein hübsches Mädchen mit grünen Augen, nur um schnell wieder zu verschwinden.

Das alles beunruhigte und ängstigte ihn. Wer war er? Was waren das für Versammlungen, an denen er

zweifelloos teilgenommen hatte? Was hatte er außer diesen düsteren Dingen noch getan? Hatten die verschiedenen Rituale einen Zusammenhang? Wieso bedeutete ihm dieses Mädchen so viel? Alles Fragen, auf die er keine Antwort wusste. Er glaubte, dass Dr. Schuppski ihn ins Irrenhaus stecken würde, wenn er von den echten Erinnerungen erfahren würde. Und er wusste, dass er nie wieder in seinen Körper zurück konnte, wenn er einmal im Irrenhaus gelandet war.

Vorerst gab sich Dr. Schuppski mit seinen Erklärungen zufrieden und machte jede Menge Tests mit ihm: Gedächtnistests, Mathematik-Tests, Reaktionstests, ... ,, Intelligenztests. Letzterer bescheinigte ihm einen leicht überdurchschnittlichen IQ.

Schmeichelhaft, aber was nutzte ein hoher IQ, wenn man nicht mal den eigenen Namen wusste? Natürlich hütete er sich, Schuppski gegenüber solche Äußerungen zu machen. Außer Minna ließ er alle Welt in dem Glauben, er sei tatsächlich Hermann Meier.

Und dann kamen noch viele, viele Sprach- und Schreibtests. Das Sprechen fiel ihm immer leichter, wenn er auch den örtlichen Dialekt nie so richtig beherrschte und bei manchen Wörtern das Gefühl hatte, den Mund voller Steine zu haben. Mit dem Schreiben war es eine merkwürdige Sache. Gab Schuppski ihm Texte zum Abschreiben, schrieb er flüssig und fehlerfrei in einer engen, steilen, etwas eckigen Handschrift, die nicht die von Hermann Meier war. Diktierte Schuppski jedoch, machte er anfangs Fehler über Fehler. Das änderte sich mit der Zeit. Je mehr er las, desto besser wurde seine Rechtschreibung. In gleichem Maße nahm die Hirntätigkeit beim Schreiben ab, es strengte ihn zuletzt gar nicht mehr an.

Eines verstand allerdings weder Dr. Schuppski noch er selber: Wieso er unter Hypnose Englisch gesprochen hatte, geläufiges Oxford-Englisch. Im Wachzustand konnte er außer „Äktschn“ und „Ssänk juh“ kein einziges Wort sagen. Er verstand auch Null Komma nichts, wenn Schuppski ihm seine eigenen Sätze vorspielte.

Obwohl er gern gewusst hätte, was das Ganze zu bedeuten hatte, weigerte er sich standhaft, sich hypnotisieren zu lassen. Wer weiß, was da alles zum Vorschein kommen würde!

So grübelte er vor sich hin. Seine Gedanken drehten sich im Kreis und je mehr er sich anstrengte, sich erinnern wollte, umso weniger Erinnerungen kamen zu ihm zurück.

Manchmal tat er merkwürdige Dinge: Wenn er Tee brühen wollte und den Wasserkocher gefüllt hatte, fasste er mit schöner Regelmäßigkeit an seine Brust, als ob er etwas aus der Brusttasche ziehen wollte. Genauso regelmäßig ärgerte er sich darüber, dass da nichts war und fragte sich, was er gerade wieder gesucht hatte. Dann schüttelte er den Kopf und steckte den Stecker in die Dose. Die Teebeutel hatte er abgeschafft, das Tee-Ei in die hintere Schrankecke verbannt. Minna hatte verständnislos zugesehen und sich geschüttelt, als er Milch in den Tee kippte. „Wie die verrückten Engländer“, hatte sie gelästert. Stundenlang grübelte er anschließend darüber nach, woher er kam. War er etwa ein „ver-rückter Engländer“, im wahrsten Sinne des Wortes? Das würde einiges erklären. Genauso, wie er sich bei manchem Wissen, manchen Erinnerungen völlig sicher war, war er über seine Herkunft im Unklaren. Alles Grübeln half nicht weiter.

Mitunter, wenn er zum Einkaufen aus dem Haus gehen wollte, stellte er sich auf die Terrasse, legte die Arme verschränkt an den Körper, drehte sich auf der Stelle und ärgerte sich dann, dass er immer noch an derselben Stelle stand.

Was hatte das nun wieder zu bedeuten?

Von Laura Lammos kam erst im August Post, als sie schon nicht mehr daran glaubten, überhaupt noch von ihr zu hören. Sie vereinbarten für Anfang September einen Termin, die Autorin wollte zu ihnen nach S. kommen.

Laura Lammos war ein wandelndes Skelett. Die Haut hing ihr schlaff und faltig von den Knochen; das leicht verlaufene Make-up verdeckte nur unzureichend die geisterhafte Blässe des Gesichts, ihre dunkelblauen Augen glühten fiebrig. Minna sah mit finsterner Miene und gerunzelten Brauen zwischen ihm und ihr hin und her.

Laura Lammos sprach leise, langsam, mit schleppender Stimme, ganz so als müsste sie jedes einzelne Wort über ihre Lippen zwingen. „Sie sind also der Mann, der meint, dass noch ein anderer in seinem Körper steckt?“

„Ich meine, ich stecke in einem fremden Körper“, antwortete er schärfer als beabsichtigt. Die Lammos starrte ihn ungläubig an. Klar, die glaubte ihm auch nicht. Warum aber war sie dann überhaupt gekommen?

„Wie kommen Sie darauf? Ich meine, wie äußert sich das?“, fragte sie nach einer Ewigkeit.

„Dem Ausweis nach bin ich Hermann Meier, aber die Erinnerungen, die so nach und nach wieder auftauchen, sind meine eigenen, nicht die von Hermann Meier.“

Wieder starrte ihn die Lammos lange an. „Wie heißen Sie wirklich?“

„Das ist es ja gerade. Ich erinnere mich nicht mehr an meinen eigenen Namen. Die Personen, die in meinen Träumen und Erinnerungen auftauchen, kommen mir bekannt vor, ohne dass ich weiß, wer es jeweils ist.“

„Welche Hilfe bekommen Sie?“

„Dr. Schuppski hat es mit Hypnose versucht. Derzeit macht er verschiedene Tests, um herauszufinden, was überhaupt noch da ist.“

„Hypnose ist für Sie nicht geeignet. Wie kommen Ihre Erinnerungen zurück? Ich meine, wodurch wird das Erinnern ausgelöst?“

„Entweder im Traum oder spontan durch kleine Ereignisse. Der Anblick eines Klemmbretts beispielsweise brachte die Erinnerung an eine Frau in rosa Kleidern zurück, die ein Klemmbrett benutzte und mir Ärger machte. Allerdings ohne dass ich weiß, wer sie ist und was für Ärger sie mir gemacht hat. Verstehen Sie?“

Laura Lammos nickte und sah ihn mit verhangenem Blick an. „Erzählen Sie mir von Ihren Erinnerungen!“ Sie nahm ein Diktiergerät aus ihrer Tasche.

„Nein. Das ist alles unzusammenhängend. Ich begreife es selbst nicht und spreche mit niemandem darüber.“

„Aber Sie müssen mir alles erzählen, wenn ich Ihren Fall in mein nächstes Buch aufnehmen soll.“

„Ich will nicht in ein Buch aufgenommen werden, ich erwarte Hilfe von Ihnen. Außerdem kenne ich Sie nicht genug, um Ihnen zu vertrauen.“

Wieder entstand eine Pause. Die Lammos starrte ihn an, Minna rutschte unbehaglich auf dem Sofa hin und her.

„Sie sollten für eine Weile zu mir nach P. in die Waldklinik kommen. Unter Hypnose werden Ihre Erinnerungen garantiert wieder vollständig. Vielleicht kann ich auch herausfinden, warum Sie ein anderer sind. Wir schließen einen Vertrag, dass Ihr Fall in meinem Buch ausführlich behandelt wird, dann brauchen Sie nichts zu bezahlen.“

Minna klappte die Kinnlade herunter. Er konnte die seine gerade noch oben lassen und um etwas Bedenkzeit bitten. Frau Lammos verabschiedete sich schnell, Minna atmete hörbar auf.

„Sag mal ganz ehrlich, gefällt dir so ein Hungerhaken?“, fragte sie mit provozierendem Unterton.

„Ganz ehrlich“, antwortete er, „mein Traum ist ungefähr die Mitte zwischen dir und ihr.“

Minnas Miene wurde säuerlich.

„Du wolltest meine ehrliche Meinung hören und du hast sie gehört.“

Minna schluckte.

„Ist dir eigentlich aufgefallen, dass die Gute erst behauptet hat, dass Hypnose falsch ist und dann, dass damit meine Erinnerungen garantiert wiederkommen?“

Minna schüttelte den Kopf. „Ist mir entgangen. Die war mir so was von unsympathisch, das glaubst du gar nicht.“

Er grinste. „Haben wir wenigstens etwas gemeinsam. Ich brauche übrigens keine Bedenkzeit, was die Waldklinik angeht. Diese Laura Lammos sieht mich nie wieder.“

Damit war das Thema erledigt. Nur der Vollständigkeit halber sei angemerkt, dass die Waldklinik drei Monate später wegen zweifelhafter Behandlungsmethoden in die Kritik geriet und geschlossen wurde. Laura Lammos verschwand und wurde nie wieder gesehen.

Arbeitsbericht

Von: Nullsieben, Station 0815, Planet 2381793

An: Nummer Eins, Basis, irgendwo im Universum

Die Daten der zwanzig Objekte wurden gründlichst analysiert und das Objekt 13 mit dem Durchschnitt verglichen.

Punkt 1: Die Hirntätigkeit im absoluten Ruhezustand war bei Objekt 13

1,539127 mal so stark wie die der anderen Objekte. Bei normaler Aktivität ist die

Hirntätigkeit von Objekt 13 nur 1,034512 mal so stark.

Punkt 2: Die DNA von Objekt 13 weicht um den Faktor 0,03785 vom Durchschnitt

ab. Weitere Untersuchungen sind nicht möglich, da die Proben vernichtet wurden.

Punkt 3: Die Zusammensetzung der Körpersäfte von Objekt 13 weicht um den

Faktor 0,003781 vom Durchschnitt ab. Dies ist die geringste Abweichung aller zwanzig Objekte.

Weitere Untersuchungen sind nicht möglich, da die Proben vernichtet wurden.

Punkt 4: Die Umhüllung von Objekt 13 weicht um den Faktor 0,953458 vom

Durchschnitt ab. Die äußerste Hülle unterscheidet sich um den Faktor 1,000000 von allen anderen.

Desgleichen der Inhalt der innenliegenden Behälter: Faktor 1,000000. Bei Objekt 13 fand sich ein zylinderförmiger Gegenstand von 27,819342 Einheiten Länge und 1,913472 Einheiten Durchmesser, bestehend aus einem nicht definierbaren Pflanzenstück.

Punkt 5: Objekt 13 versuchte 0,000000 Kommunikation mit den anderen Objekten.

Punkt 6: Objekt 13 bewegte sich im Vergleich zum Durchschnitt 0,328796

mal so viel.

Zusammenfassung: Es gab keinen ersichtlichen Grund, ein anderes als Objekt 13 für den Versuch auszuwählen. Der genaue Ablauf des Versuches ist noch zu analysieren.

Von: Nummer Eins, Basis, irgendwo im Universum

An: Nullsieben, Station 0815, Planet 2381793

Dies ist die Zweite Ernste Verwarnung. Nullsieben, Sie sollen weiterarbeiten und nicht alle zwei Großenheiten denselben Bericht senden! Ihre Aufgabe lautet: Finden Sie Objekt 13 und das Wesen, mit dem der Austausch stattgefunden hat. Anderenfalls sehen Sie den Planeten 0000001 nie wieder.

Nullsieben stand vor der Station und starrte nach oben. Er musste etwas Neues finden, das er Nummer Eins senden konnte. Es reichte wirklich nicht mehr, den Text anders zu formulieren.

„Mahlzeit 249138“, forderte er, nahm die Nahrung auf und begab sich zur Ruhe.

Hallo, liebe Leserinnen und Leser! Über ein Kommi - es darf durchaus auch kritisch sein - würde sich käfer sehr freuen, Kommis sind Balsam auf des Schreiberlings Seele..

Hausmanns Ärger

Vorab: *Danke an Eo-Lahallia für´s Review - und die gute Zensur! (Was das Kapitel 6 angeht: klar ist das Fachchinesisch; dass wir Erdlinge das nicht verstehen können ist wohl logisch...)*

Allmählich schlich sich ein Alltagstrott ein. Minna ging zur Arbeit, er versorgte Haus und Grundstück und spielte „Hermann Meier“.

Mitunter, wenn er ordentlich zu tun hatte, fand er sich mit dem Gedanken ab, für den Rest seines Lebens als Hermann Meier herumlaufen zu müssen, dann wieder empfand er sein Hausmanns-Dasein als nicht richtig und frustrierend und bekam Tobsuchtsanfälle. In solchen Momenten fragte er sich, womit er früher seinen Lebensunterhalt verdient hatte. Doch in seinem Hirn war nur schwarze Leere.

Mit Minna kam er leidlich aus. Er hatte einige Zeit gebraucht, um sich daran zu gewöhnen, dass sie beim nachmittäglichen Kaffeetrinken ununterbrochen redete, ihm ihren Bürostress schilderte, den Chef und die Kolleginnen durchhechelte, den Rest des Tages aber im Wesentlichen schwieg. Eigentlich lebten sie mehr nebeneinander als miteinander. Auch das eheliche Liebesleben war alles andere als befriedigend. Minna war im Bett ziemlich anspruchslos, nur zu oft knurrte sie ihn an, wenn er zärtlich werden wollte. Mitunter verging ihm aber auch die Lust, wenn er ihre schlaffen Brüste oder den wabbeligen Bauch berührte. In solchen Nächten erschien vor seinem inneren Auge das Bild einer sportlichen Mittvierzigerin mit kastanienfarbenem Haar und Katzenaugen und er fragte sich, ob das seine Gefährtin war oder doch nur eine Wunschvorstellung.

Mit Abscheu und Entsetzen betrachtete er jeden Morgen, was Minna ihm zum Anziehen herauslegte. Meier schien nur schreiend bunte Hemden und T-Shirts und ausgeleierte Schlabberhosen zu besitzen. Kein einziges dezentes, dunkelblaues oder graues Kleidungsstück. Der einzige schwarze Anzug musste schon Jahre alt sein – er bekam weder Jackett noch Hose zu.

Seine Hinweise, dass er sich ganz gut alleine anziehen könne, ignorierte Minna. Hermann habe das so gewollt, er habe nie etwas selbst ausgesucht. „Ich schon“, erwiderte er und war sich ganz sicher, dass es stimmte.

Als eine Hitzewelle angekündigt wurde, fiel er fast in Ohnmacht, als er sah, was Minna bereitgelegt hatte: ein knalloranges Hemd mit kleinen schwarzen Blümchen darauf, dazu eine ausgewaschene kurze Jeanshose, die am Bauch zu eng und an den Beinen zu weit war (und das bei seinem Oberschenkelumfang!) und kurz über den Knien aufhörte. Einfach unmöglich!

„Das ist doch nicht dein Ernst, dass ich so was anziehen soll, oder?“, fragte er erbost.

„Doch, natürlich. Du ziehst das immer im Sommer an.“

„Willst du, dass ich mich lächerlich mache, oder was?“ Sein Ärger wuchs.

„Wieso? Was hast du denn?“

„Eine Abneigung gegen diese furchtbar bunten Schlabberklamotten, die du mir immer rauslegst. Ich mache mich damit zum Gespött der Leute! Und kurze Hosen sind was für kleine magere Jungs, nicht für fette Endvierziger!“

„Aber, aber...“ Minna war den Tränen nahe. „Das sind Hermanns Lieblingsachen...“

„Hermanns vielleicht, aber nicht meine!“, brauste er auf. Dann hatte er eine Idee. „Wenn das wirklich Hermanns Lieblingsachen sind, sollten wir die vielleicht beiseitelegen, damit er sie noch hat, wenn wir die Körper wieder getauscht haben.“

Minna schniefte. „Meinst du?“

„Ja. Und wenn du gestattest, suche ich mir ab sofort selbst aus, was ich anziehe.“

„Wenn du meinst“, sagte Minna zweifelnd und beeilte sich, zur Arbeit zu kommen.

Er verbrachte den Vormittag damit, Hermanns Kleidung zu sortieren. Viel blieb nicht übrig, was ihm zusagte. Das meiste davon war ein bisschen eng, Hermann musste einmal wesentlich schlanker gewesen sein.

Während er so sortierte und probierte, kamen ihm Zweifel, ob Hermann das wirklich alles „gern“ getragen hatte. Oder hatte Minna ihm diese Billigklamotten nur gekauft, damit sie selber sich teurere Kleider leisten konnte? Es war ihm längst aufgefallen, dass sie feinere Stoffe bevorzugte.

Mit dem Abnehmen kam er nicht so voran, wie er es sich vorgestellt hatte. Dr. Z. sagte lächelnd zu ihm: „Nun ja, Herr Meier, aus einem Mops kann man nun mal keinen Windhund machen. Aber Sie sind auf dem richtigen Weg, machen Sie weiter; für Ihre Gesundheit ist es sehr gut.“

Minna hatte trotz gegenteiliger Beteuerungen noch kein Gramm abgenommen. Er hegte den Verdacht, dass sie aß, wenn er nicht dabei war. Aber alle Appelle seinerseits nützten nichts.

Je eingefahrener der Alltag wurde, umso weniger Erinnerungen kamen zurück, umso seltener träumte er von seinem eigenen Leben, dafür umso öfter von Palmenstrand und Bikinischönheiten.

Er erzählte Dr. Schuppski davon und der meinte, dass nicht mehr genügend neue Reize auf die Blockade in seinem Hirn einströmten und riet zu mehr Abwechslung und erneuter Hypnose.

Er dachte an seine Erinnerungen und sträubte sich. Dr. Schuppski meinte, er wäre es gewohnt, krause Dinge zu hören. Aber erst, als der Seelenklempler es ihm schriftlich gab, dass nichts, was gesprochen und aufgezeichnet wurde, je das Behandlungszimmer verließ, erklärte er sich zu neuen Sitzungen bereit.

Die erste verlief sehr schwierig, weil es ihm ausgesprochen schwer fiel, sich zu entspannen. Dr. Schuppski sprach geduldig auf ihn ein und plötzlich fand er sich unter einer wohlig-warmen Dusche wieder. Er seifte sich mit den Händen ein, erst die schmale, wenig behaarte Brust, dann den flachen Bauch, weiter nach unten, o-oh!

In dem Moment fand er sich in Meiers Körper auf der Couch von Dr. Schuppski wieder. Dieser bat: „Können Sie mir erzählen, was Sie gesehen haben?“

Er nickte. „Ich habe geduscht.“

„Geht das genauer?“

„Ich habe warm geduscht, und zwar meinen eigenen Körper.“

„Genauer!“

„Ich habe mich von oben nach unten eingeseift, Brust, Bauch,...“ Er brach ab, fühlte seine Ohren heiß werden. Schuppski grinste und beendete die peinliche Pause mit der Bemerkung, dass ab sofort zwei Sitzungen pro Woche durchgeführt werden sollten.

Mit gemischten Gefühlen lenkte er Meiers Füße nach draußen und stieg in den Bus nach W. Normalerweise holte er sich nach den Sitzungen bei Schuppski immer einen Döner im Fladenbrot als Mittagessen, heute war es jedoch noch zu zeitig dafür.

Er überlegte eine Weile und kaufte sich schließlich eine Eintrittskarte ins Städtische Museum. Er hatte Minna schon mehrmals gefragt, aber sie weigerte sich beharrlich, mitzukommen; sie meinte, sie habe die Ausstellung schon hundert Mal gesehen. Er ließ sich Zeit und schaute alles genau an, zuletzt wurde er von einer Schülergruppe überholt, die durchs Museum geführt wurde. Er musterte die gelangweilten Gesichter. Anscheinend kamen die Kinder öfters hierher und sie schienen den Text der Führung auswendig zu kennen, denn einige beschäftigten sich mit ihren Handys.

Woher wusste er eigentlich, dass ein Handy ein Handy war? Er besaß keines, Minna auch nicht. Oder hatte sie es ihm nur nicht gezeigt? Er würde gleich heute Nachmittag fragen.

Zum „krönenden Abschluss“ der Führung wurde die historische Dampfmaschine in Bewegung gesetzt und dazu die Funktion erläutert. Die Kinder verdrehten die Augen, er selbst lauschte angestrengt; ihm war das neu. Ob wohl Hermann Meier wusste, wie so ein Ding funktionierte? Wahrscheinlich würde er es nie erfahren...

Als er das Museum verließ, fiel sein Blick auf ein Messingschild, das verkündete, dass im Nachbargebäude die öffentliche Bibliothek ihren Sitz hatte. Kurz entschlossen ging er hinein und meldete sich an. Weil er derzeit der einzige Besucher war, nahm sich eine Bibliothekarin die Zeit, ihn überall herumzuführen.

Anschließend schaute er sich die Buchtitel an, suchte bekannte Autoren. Kaum ein Name sagte ihm etwas. David Baldacci kam ihm bekannt vor, Jane Austen, Dan Brown, Agatha Christie, aber dann hörte es auch gleich wieder auf.

Schließlich suchte er sich zwei Thriller und ein altes Indianerbuch aus. Damit Minna mal was anderes las als nur die bunten Klatschzeitungen, lieh er für sie ein Buch aus über eine Schweizerin, die sich im Kenia-Urlaub in einen Massai-Krieger verliebt und ihn heiratet.

Mit sich einigermaßen zufrieden ging er zum Dönerstand. Er war noch lange nicht fertig mit Essen, als er erschrak: dort fuhr sein Bus davon! Und der nächste ging erst in knapp zwei Stunden. Er überlegte, was er bis

dahin tun sollte.

Er könnte sich in den Stadtpark setzen und lesen. Wenn er dann den nächsten Bus nahm, kam er viel zu spät nach Hause, er musste noch bügeln. Minna würde wieder mit ihm schimpfen, wenn die Arbeit nicht erledigt war. Sie tat im Haushalt fast gar nichts mehr, mit der Begründung, dass er ja daheim war und Zeit hatte. Das ärgerte ihn mehr als er vor Minna zuzugeben wagte. Aber: war das auch richtig so? Konnte Minna nicht wenigstens das bisschen Wäsche bügeln? Er hatte einfach kein Geschick dazu, quälte sich ewig mit ihren Blusen und Meiers Finger hatten schon Narben von Brandwunden. Er war sich ganz sicher, dass er in seinem Leben noch nie ein Bügeleisen angefasst hatte...

Seufzend machte er sich mit dem Bücherbeutel in der Hand auf den Heimweg. Nach etwas mehr als einer halben Stunde kam er schwitzend und schnaufend, aber mit dem guten Gefühl, etwas für seine Figur getan zu haben, zu Hause an. Eigentlich könnte Minna ja auch zu Fuß zur Arbeit gehen, so viel schneller war man mit dem Bus gar nicht.

„Bei dir piept´s wohl?“, fuhr sie ihn an, als er ihr den Vorschlag machte, „Ich kann mich doch nicht total verschwitzt an den Schreibtisch setzen! Außerdem ist es im Winter stockfinster, wenn ich zur Arbeit gehe! Du hast ja keine Ahnung, wie es ist, wenn man täglich acht Stunden am Schreibtisch sitzt und Papier wälzt! Da kannst du ruhig das Bügeleisen schwingen, das ist nur ausgleichende Gerechtigkeit!“

Ehe er es sich versah, hatte Minna nach seinem Kuchenstück gegriffen und hineingebissen.

„Wie fett willst du eigentlich noch werden? Dir würde es wirklich gut tun, weniger zu essen und mehr zu laufen. Das war übrigens mein Kuchenstück. Aber iss ruhig, ich kann darauf verzichten.“

„Hör mir mal gut zu, wer immer du auch bist! Ich habe dich nicht gebeten, in Hermanns Körper Platz zu nehmen! Hermann hat nie an mir rumgekrittelt und er hatte auch keine Schlankheitsmacke! Ich lass mir von dir nichts vorschreiben, nicht was ich essen soll und nicht, was ich machen soll. Hast du verstanden? Wenn es dir nicht passt, kannst du ja gehen!“

„Es gibt nichts, was ich lieber täte!“, rief er, stand auf, ging in den Vorraum, fuhr in seine Schuhe und lief los.

Er marschierte auf dem Feldweg einfach geradeaus, bis er zu dem Betonklotz kam, der den Autofahrern die Abkürzung in die Ostsiedlung versperrte. Dorthin setzte er sich und überließ sich seinem Katzenjammer.

Er stak mit seinen wenigen, dunklen Erinnerungen fest im Körper von Hermann Meier. Obwohl er sich immer wieder einredete, dass es einen Ausweg gab, wenn er sich nur wieder erinnern konnte, glaubte er nicht wirklich daran. So schmerzhaft die gelben Blitze auch waren, die eine zurückkommende Erinnerung ankündigten, er vermisste sie sehr. Wenn er wenigstens wüsste, wer er war, woher er kam, was er getan hatte, bevor er bewusstlos auf der Straße lag!

Was für ein elendes Leben er jetzt doch führte, eingesperrt in einen Körper, den er abstoßend fand, gefangen im Haus einer unattraktiven Frau. Er stand total unter Minnas Pantoffel, fand das erniedrigend. Welcher Mann musste schon bügeln! Das war eine typische Frauenarbeit! Er wusste, dass er früher nie gebügelt hatte und auch Hermann nicht, trotz Minnas gegenteiliger Beteuerungen. Auf seine entsprechende Frage hatte sie viel zu schnell, zu laut und zu energisch „Natürlich!“ gesagt, als dass es die Wahrheit gewesen sein konnte. Sie nutzte ihn aus, das stand fest! Weibsvolk!

Ein Blitz fuhr durch sein Hirn; fast freute er sich darüber. Für einen Moment hatte er das Gefühl, ein kleiner Junge zu sein: Er hockte unter dem Tisch, vor Blicken geschützt durch einen Stuhl. Drohend ragte vor ihm die Silhouette eines Mannes auf; auf der andern Seite stand eine Frau. Er hörte nichts, sah aber, dass die beiden redeten. Ihre Münder bewegten sich mal abwechselnd, mal gleichzeitig, sie gestikulierten heftig. Er begriff: die beiden waren seine Eltern und sie stritten sich. Und schon fand er sich in Meiers Körper auf dem Betonklotz wieder.

Hatten sich seine Eltern öfters gestritten oder nur einmal, so dass er so beeindruckt war, dass diese Erinnerung wiederkam? Wer waren seine Eltern? Lebten sie noch? Sah er wirklich genau so aus wie sein Vater oder glaubte er das nur? Wo war sein Körper, falls er wirklich existierte? Waren seine Erinnerungen wirklich seine Erinnerungen? Wo war Hermann Meier jetzt? In seinem Körper? Fragen über Fragen, und niemand da, der sie beantworten konnte.

Am wenigsten Minna. Die interessierte sich ja nur für ihre Klatschzeitungen, den nächsten Liebesfilm im Fernsehen und für das, was als nächstes auf den Teller kam. Seit er „zu Hause“ war, hatte sie noch nicht ein einziges Mal nach seinen Erinnerungen gefragt oder sich erkundigt, wie es ihm ging. Überhaupt entsprach ihr Leben nicht dem, was er sich unter einer ehelichen Partnerschaft vorstellte.

Er überlegte, ob er weggehen sollte. Einfach geradeaus laufen, laufen, bis er vor Hunger und Erschöpfung hinfiel. Liegenbleiben, das Bewusstsein verlieren und falls er doch gefunden wurde, sich an nichts mehr erinnern können...

Er wollte gerade aufstehen, als sich ihm eine Hand auf die Schulter legte und Minna sagte: „Tut mir Leid, dass ich dir den Kuchen weggefuttert habe. Aber ich...“

Er sagte halblaut: „Darum geht es doch gar nicht. Es geht um die Art, wie du mit mir umspringst. Du interessierst dich überhaupt nicht dafür, was ich den ganzen Tag so tue, wie es mir geht, was Dr. Schuppski sagt und so weiter. Für dich bin ich nur der Hauself, der die Arbeit macht.“ Er drehte sich um.

„Was bist du? Ein Haus- was hast du gesagt?“

„Ein Hauself. Das sind kleine menschenähnliche Wesen mit großen Augen und spitzen Ohren. Sie sind von Natur aus Diener und machen alles, was man ihnen aufträgt, ohne zu protestieren und zu fragen. Aber ich bin eben KEIN Hauself.“

„Hast du dir das gerade ausgedacht?“

„Nein, das ist eine Erinnerung.“

„Du hast eine blühende Fantasie, ehrlich.“

Er antwortete lieber nicht. Hauselfen gab es hier anscheinend nicht. Dabei war er sich völlig sicher, dass sie in seiner Welt durchaus existierten. Und SIE bündelten, nicht die Hausherren! Er drehte sich wieder um, um wie beabsichtigt wegzugehen.

„Bitte, komm heim. Es ist nicht gut, wenn du draußen herumirrst.“

Sie fasste seine Hand und zog ihn mit sich.

Als sie die Siedlung erreichten, ging er neben ihr; die alte Lehmanne sollte nicht noch mehr Stoff zum Tratschen bekommen.

Er verschwand in der Küche, um Tee zu kochen. Er füllte den Wasserkocher, stellte ihn hin, griff in Richtung Brust und stutzte. Da war sie schon wieder, diese Bewegung. Und gleichzeitig hatte er sich vorgestellt, wie das Wasser anfangen würde zu kochen, ohne dass er den Schalter gedrückt hatte...

Hauselfen...

Merkwürdig.

Er brachte den Tee ins Wohnzimmer. Minna saß schon wieder mit einem dieser bunten Blättchen in der Hand da, vor sich eine fast leere Tüte Chips. Jetzt nur nicht anfangen zu meckern, ruhig bleiben!

„Wir müssen mehr miteinander reden“, sagte er und servierte den Tee. Minna sah ihn fragend an.

„Ich versuche, den Hermann Meier zu spielen, aber das geht nicht, weil ich nichts über Hermann wirklich weiß. Ich bin ich, auch wenn mir absolut nicht klar ist, was „ich“ ist. Lass´ mich einfach mich selbst sein. Vielleicht funktioniert es so besser mit uns beiden. Weil ich durch einen Unfall – was anderes kann es nicht gewesen sein – in den Körper deines Mannes geraten bin, müssen wir jetzt zusammenleben, bis sich ein Ausweg auftut.“

Minna sah ihn über den Rand ihrer Teetasse hinweg an.

„Ich glaube dir ja, dass deine Arbeit anstrengend ist und dass deine Kolleginnen mitunter ganz schöne Ziegen sind, und ich stimme dir auch zu, dass sich derjenige, der den ganzen Tag zu Hause ist, um Haus und Garten kümmert. Ich mach´s ja auch; aber mir scheint, du interessierst dich eigentlich nicht dafür, was ich sonst noch tue und denke. Ich kann mich nicht erinnern, dass du jemals nach meinen Erinnerungen gefragt hast.“

Minna sah ihn über den Rand ihrer Teetasse hinweg an.

„Kannst du nicht wenigstens das Bügeln übernehmen? Ich krieg das einfach nicht auf die Reihe.“ Er zeigte ihr seine linke Hand, auf der knallrot und deutlich der Abdruck der Bügeleisen spitze zu sehen war.

Minna sagte immer noch nichts. Schweigend tranken sie ihren Tee, schweigend aßen sie ihr Abendbrot, schweigend saßen sie am Abend lesend in ihren Sesseln. Schweigend strich er ihr am Abend im Bett über den Kopf. Nicht ganz so schweigend klang der Tag aus...

Bitte, bitte ein paar Reviews!

Das Tor zur Vergangenheit

Die nächsten Hypnose-Sitzungen wurden ein voller Erfolg. Er fiel beinahe sofort in tiefsten Trance. Dann ging er auf ein Tor zu, das ganz aus Weinreben bestand, naschte eine Beere und trat durch das Tor. Auf der anderen Seite fand er sich in jener fremdartig-vertrauten Welt wieder, von der er wusste, dass es die seine war.

Er sah sich zur Schule gehen: ein mageres, blasses Kerlchen, das in der abgewetzten Schuluniform steckte, die schon die Nachbarsjungen getragen hatten. Der Ranzen war mehrfach geflickt und stammte noch von seinem Vater. Die zerfledderten Schulbücher wanderten schon seit zehn Jahren von einer Hand in die andere.

In der Klasse saß er ganz alleine auf der letzten Bank. Die Lehrerin, die mit Dutt, Brille und hochgeschlossenen grauen Kleidern so streng aussah, wie sie war, ignorierte ihn, so sehr er sich auch bemühte.

Seine Klassenkameraden, die allesamt aus nicht gerade wohlhabenden Familien stammten, hänselten und verspotteten ihn, weil er der Ärmste war. Einen Klassenausflug ins Museum der Kreisstadt hatte er nicht mitmachen können, weil seine Eltern das Fahrgeld nicht hatten.

Er sah seine Mutter in der Küche werkeln. Sie zog einen braunen Stab aus der Schürzentasche, ließ ihn aber gleich wieder verschwinden, als der Vater eintrat. Der schimpfte mit der Mutter und die Eltern stritten sich.

Er sah seinen Vater mit dem Gürtel ausholen und verschwand hinter der Mutter. Wieder stritten sich seine Eltern.

Er sah sich über die Felder laufen bis hinauf in die Siedlung, in der die Angestellten lebten, die besser verdienten als seine Eltern. Er lugte durch die Hecke auf einen Spielplatz. Zwei Mädchen schaukelten. Seine Freundin!

Er musste etwas Dummes gesagt haben, denn die Mädchen rannten weg.

Wenn er nur wüsste, wie sie alle hießen! Wenn er nur in diesen Träumen und Visionen einen einzigen Ton hören würde!

Aber alles lief in vollkommenem Schweigen ab.

Wenn er dann aus der Hypnose aufwachte, war er immer sehr beunruhigt. All diese Erinnerungen waren irgendwie traurig, demütigend, beängstigend. Nicht eine auch nur ein bisschen glückliche Erinnerung war zu ihm zurückgekommen. Hatte er ein völlig trostloses Leben gehabt?

War seine Seele deshalb auf Wanderschaft gegangen? Halt, so was gab es nicht. Seelen blieben immer in dem Körper, mit dem sie geboren wurden, es sein denn, man...

Es sei denn, man tat WAS? Er wusste, dass da „etwas war“, und hatte das Gefühl, dieses „Etwas“ schon miterlebt zu haben. Aber er wusste nichts genaues und das beunruhigte ihn noch mehr.

Nach dem letzten Streit fragte Minna wenigstens ab und zu, was bei den Sitzungen mit Dr. Schuppski herausgekommen war. Er erzählte ihr von seiner Kindheit, von den streitenden Eltern, und von der vollkommenen Geräuschlosigkeit aller seiner Erinnerungen. Sie schüttelte dann immer den Kopf. „Das ist aber komisch, dass du dich an gar keine Namen erinnerst und dass du gar nichts hörst“, und es klang, als würde sie ihm nicht glauben, dass er sich bis jetzt noch an nichts Schönes erinnert hatte.

Beim Kaffeetrinken auf der Terrasse wanderte sein Blick eines Tages am Haus der Lehmanns vorbei in die Ferne und blieb an einer Burg mit Turm hängen. „Was ist das für eine Burg dort drüben?“, fragte er.

„Burg S.“, antwortete Minna gelangweilt, „So ein kaltes mittelalterliches Gemäuer mit Museum drin.“

„Wie weit ist das von hier aus?“

„Gut fünf Kilometer Luftlinie. Aber Busse fahren dahin nicht und ein Taxi ist viel zu teuer, falls du da irgendwelche Ideen hast.“

„Fünf Kilometer? Die können wir doch laufen, oder?“

Minna verdrehte die Augen. „So weit willst du latschen? Du hast wohl’n Knall? Mach lieber den Führerschein, dann komme ich mit.“

„Falls du es immer noch nicht kapiert hast: Ich gelte als plem-plem und darf nicht fahren“, sagte er ärgerlich. „Vielleicht setzt du dich ja ans Steuer, ich denke, du hast den Führerschein.“

Damit war wie immer Ruhe, Minna drehte getroffen und beleidigt den Kopf weg. Seinen Vorschlag, noch mal Fahrstunden zu nehmen, hatte sie kategorisch abgelehnt und er wurde den Verdacht nicht los, dass Minna mit der Behauptung, Hermann habe sie nie fahren lassen, geschwindelt hatte.

Etwas widerwillig fuhr Minna am darauffolgenden Samstag in ihre Halbschuhe und machte sich mit ihm auf den Weg zur Burg.

Für die reichlich fünf Kilometer brauchten sie mehr als zwei Stunden, Minna schimpfte und stöhnte, als sie ankamen. Er beachtete sie nicht, sondern schaute sich staunend um. Das Burgtor war für ihn wie eine Pforte in die Vergangenheit; in seinem Hirn blitzte es und er sah sich in einem riesigen, uralten Schloss stehen. Wie im Trance kaufte er die Eintrittskarten und folgte dem Museumsführer durch die alten Gemäuer. Er hörte nicht den Text, den der alte Mann gleichförmig herunterleierte, sah nicht die Wandmalereien in der Kemenate und nicht die Ausstellungsstücke in den Vitrinen. Er wandelte in Gedanken durch die endlosen Gänge des alten Schlosses. Er tat das gern und er hatte ein gutes Gefühl dabei...

Plötzlich stupste ihn jemand in die Seite. Minna sagte: „Du, wenn ich jetzt noch den ganzen Weg nach Hause laufen muss, brauche ich aber eine Stärkung.“ Sie zeigte auf die Schlossgaststätte.

Geistesabwesend nickte er. Minna bestellte; er protestierte auch nicht, als sie dem riesigen Stück Sahnetorte eine Eisbombe folgen ließ. Er erschrak nur beim Bezahlen ein bisschen, aber nicht genug, um aus seinen Gedanken gerissen zu werden.

Auf dem Heimweg stöhnte und jammerte Minna die ganze Zeit. Er, in Gedanken immer noch in dem Schloss, ignorierte es. Daheim warf Minna ihre Schuhe in die Ecke und ließ sich in den Sessel fallen. „Das war das erste und das letzte Mal, dass ich mich auf so eine Tortur einlasse. Erst lockst du mich in den alten Kasten und dann hörst du nicht mal der Führung zu.“

Etwas schuldbewusst bereitete er ihr ein Fußbad. „Ich habe mich in dem alten Kasten an etwas erinnert: ein altes Schloss, das ich gut gekannt habe und das mir viel bedeutet. Zum ersten Mal habe ich bei einer Erinnerung ein richtig gutes Gefühl gehabt; in dem Schloss war ich lange zu Hause.“

Minna lachte auf: „Mein lieber Meister Unbekannt, willst du mir etwa erzählen, du bist in deinem wahren Leben ein Baron oder wie heißt so ein Schlossherr?“

„Nein, ich habe in dem Schloss nur gewohnt; der Schlossherr war ich nie.“ In dem Moment, in dem er das sagte, wusste er, dass es nicht ganz stimmte. Für einige Zeit war er der Herr des Schlosses gewesen. Aber er vermochte nicht zu sagen, woher er dieses Wissen nahm.

In den folgenden Nächten träumte er immer wieder von diesem Schloss. Mal als Kind, mal als Erwachsener streifte er durch die stillen Gänge. Manchmal sah er Scharen gleichgekleideter Jugendlicher durch die Gänge wandeln, mitunter war er mitten in einer dieser Gruppen. Einmal sah er einen Mann mit einer Frau reden, beide waren schon etwas älter und beide waren merkwürdig gekleidet: sie trugen lange lose Gewänder mit einer Art Umhang darüber. Beide waren sie Brillenträger, der Mann hatte einen ellenlangen Bart.

Einmal ging er selber neben dem Bärtigen her, er fühlte, dass um seinen Körper ebenfalls ein solches mönchskuttenähnliches Gewand schwang.

Bei der nächsten Sitzung erzählte er Dr. Schuppski von dem Schloss, ohne Einzelheiten zu erwähnen.

Schuppski strich sich eine nicht vorhandene Haarsträhne aus der Stirn, rieb sein Kinn, wippte mit dem Oberkörper vor und zurück.

„Wenn Sie sich sowohl als Kind als auch als Erwachsener in dem Schloss sehen, dann hat das eine Bedeutung in Ihrem ganzen Leben. Vielleicht sollten wir in der heutigen Sitzung versuchen, in das Schloss zu gehen?“

Er nickte so heftig, dass es in Meiers Wirbelsäule knackte.

Begierig darauf, wieder in „sein“ Schloss zu kommen, legte er sich auf die Couch und fiel auch sofort in Trance.

Aber er landete nicht in dem Schloss. Zwar sah er den Bärtigen wieder, aber nur aus der Entfernung. In der

Vision befand er sich in einem hohen düsteren Saal und spürte Fesseln an Händen und Füßen. Panische Angst stieg in ihm hoch, ohne dass er wusste, wovor er sich fürchtete. Schweißgebadet und keuchend erwachte er und war zum ersten Mal froh, sich in Meiers Körper auf Schuppskis Couch zu befinden.

Dr. Schuppski sagte nichts, wie nach so vielen Sitzungen vorher. Diesmal allerdings musterte er ihn besorgt und ließ ihm von der Sprechstundenhilfe einen starken Tee bringen.

In einer Sitzung ungefähr drei Wochen später fand er sich wieder einmal im Hause seiner Eltern wieder. Er hatte sich mit seinem Vater gestritten, lag im abgedunkelten Zimmer auf dem Bett und langweilte sich. Er tastete in seiner Kleidung herum; gerade als er den Griff des Holzstabes zwischen seinen Fingern spürte, hörte er ein Schnippen und kehrte in die Gegenwart zurück.

Dr. Schuppski bat ihn, am Tisch Platz zu nehmen, setzte sich selber gegenüber und musterte ihn mit grimmigem Gesichtsausdruck. „Meier, Sie verarschen mich doch!“

„Wie bitte?“, fragte er und wusste nicht recht, was gemeint war.

„Sie versuchen, mich an der Nase herumzuführen“, erklärte Dr. Schuppski. „Sie fallen gar nicht wirklich in Trance. Sie erzählen mir auf Englisch irgendwelche Geschichtchen, die unmöglich wahr sein können, denn sie decken sich überhaupt nicht mit den Kindheitserinnerungen, die Sie mir vor ein paar Wochen erzählt haben. Könnte es sein, dass Sie nur zu faul zum Arbeiten sind?“

Empört sprang er auf. „Na hören Sie mal! Ich würde lieber heute als morgen einen Job annehmen, wenn ich wüsste, welchen Beruf ich hatte.“ Verzweifelt setzte er sich wieder. „Das, was ich Ihnen als Kindheitserinnerungen angeboten hatte, waren in Wirklichkeit nicht meine Erinnerungen, sondern die von Gusta und Klaus, Hermann Meiers Geschwistern.“

Ich habe Ihnen ja von Anfang an gesagt, dass ich nicht Hermann Meier bin, und ich dachte, Sie hätten mir geglaubt.“

Dr. Schuppski wurde rot. „Ich gestehe, ich habe nur so getan, weil ich Ihnen helfen wollte, zu sich zu finden.“

„Sie haben mir ja auch geholfen“, sagte er leise. „Ich kann mich wieder an einiges erinnern.“

Der Psychologe schüttelte den Kopf. „Trotzdem, ich kann es kaum glauben. Ich habe in der letzten Zeit Berge von Fachliteratur gewälzt. Bisher hat noch kein ernstzunehmender Kollege so etwas beschrieben. Nur bei einer gewissen Laura Lammos habe ich etwas ähnliches gefunden, aber die Lammos ist nicht wirklich ernst zu nehmen.“

„In der Tat“, antwortete er, „die Frau wollte nur Stoff haben für eine neue Veröffentlichung. Übrigens hat sie erst behauptet, dass Hypnose in meinem Fall falsch ist und ein paar Minuten später sagte sie das genaue Gegenteil.“

Dr. Schuppski stützte den Kopf auf beide Fäuste und sah ihn über den Tisch hinweg an. „Ich weiß nicht, was ich mit ihnen machen soll, Herr Meier. Oder wie heißen Sie wirklich?“

„Wenn ich das wüsste, wäre mir viel, viel wohler, das können Sie mir glauben.“

„Hm“, machte Schuppski. „Kommen Sie wie geplant am Donnerstag wieder, dann sehen wir weiter.“

Die Donnerstags-Sitzung dauerte doppelt so lange wie sonst. Diesmal hatte er unter der Hypnose keine Vision, sondern einfach das Gefühl, tief und traumlos zu schlafen.

Dr. Schuppskis ganzer Kommentar danach war: „Entschuldigen Sie, dass ich geglaubt habe, Sie verarschen mich. Wir sehen uns am Dienstag wieder.“

Arbeitsbericht

Von: Nullsieben, Station 0815, Planet 2381793

An: Nummer Eins, Basis, irgendwo im Universum

Die Daten der fehlgeschlagenen Übertragung wurden 3,000000 mal analysiert. Es ergab sich eine Übereinstimmung von 1,000000.

Bis zum Schritt 4689480, das entspricht 0,003756 Einheiten vor der eigentlichen Übertragung gab es 0,000000 Abweichungen zwischen Soll- und Istzustand. Zwischen 0,003755 und 0,000402 Einheiten vor der Übertragung wurde ein Ansteigen der Hirntätigkeit von Objekt 13 um den Faktor 9,594628 festgestellt. 0,000006 Einheiten vor der Übertragung zuckte Objekt 13 aus eigener Kraft 0,934518 Einheiten in die Höhe. Genau zu diesem Zeitpunkt (Abweichung 0,000000) wurde ein externes Signal unbekannter Art erfasst. Alle folgenden Daten sind mit einem Faktor von 1,000000 unbrauchbar.

Die Daten der Sofortanalyse ergaben, dass zwischen Objekt 13 und einem nicht zu lokalisierenden Wesen ein 0,923764 zu 0,076236-Austausch stattgefunden hat.

Es ist nicht feststellbar, wohin Objekt 13 verschwunden ist.

Von: Nummer Eins, Basis, irgendwo im Universum

An: Nullsieben, Station 0815, Planet 2381793

Das Arbeitstempo ist um den Faktor 3,000000 zu erhöhen. Ihre Aufgabe ist klar: Finden Sie Objekt 13 und das Austauschwesen und korrigieren Sie den Fehler!

Nullsieben starrte in den wolkenverhangenen Himmel und wünschte Nummer Eins und Nullzwo in den Schlund des Ursprungskraters.

Er ging in die Station zurück, befahl Große Reinigung und tauchte in die Reine Grüne Welt ein.

Fall jemand mit dem Zahlen-Fachchinesisch nichts anzufangen weiß - das Ganze ist ja auch für Nummer Eins bestimmt und nicht für irgendeinen Erdling...

Krankheiten, Anrufe und sonstige Katastrophen

Vorab:

Danke für die lieben Kommis!!!

@Eo-Lahallia: Wie ich auf das "Fachchinesisch komme? - Es macht mir einfach Spaß, sowas unverständliches zu schreiben. Ganz wollte ich die Station 0815 und ihren Bewohner nicht aus den Augen verlieren, also "gucke ich immer mal, was er macht"...

Und wie ich überhaupt auf diese FF gekommen bin - ich glaub, da kriegst du später mal eine Eule von mir...

@ Kalliope: Sachen gibt´s ... Ich habe Minna Meier nur deshalb Minna Meier genannt, weil ich niemanden kenne, der so heißt, und was ihren Charakter angeht - das muss so sein. Mal sehen ob "er" so nett bleibt...(Ich weiß es ja!)

Jetzt erst mal viel Vergnügen mit den Höhen und Tiefen des Meierschen Lebens!

Er hatte sich einen Schnupfen eingefangen, das ganze Wochenende lang geniest und fühlte sich noch immer matt und schlapp. Dr. Schuppski verzichtete auf eine neue Hypnoseseitzung und wertete die letzten aus.

„Es ist wirklich erstaunlich, was für Erinnerungen Sie in Ihrem Kopf haben, Herr Meier. Dreiköpfige Hunde, Kreuzungen aus Pferd und Riesenadler, Zentauren...“

„Zentauren?“

„So nennt man Pferde mit Menschenoberkörper. Fabelwesen, aber Sie erinnern sich daran. Nicht so, wie man sich an einen Film erinnert, an etwas Gelesenes oder Ausgedachtes, sondern richtig, wie man sich erinnert, wenn man etwas selbst erlebt hat. Ich habe es getestet, es sind Ihre echten Erinnerungen. Völlig irre, möchte man meinen.“

Andererseits scheinen Sie ansonsten ein ganz normaler Mensch mit einer durchschnittlichen Allgemeinbildung und einer sehr guten Auffassungsgabe zu sein. Das Ganze ist fast zu verrückt, als dass man es glauben sollte.“

„Das ist es wirklich. Ich fühle mich in diesem Körper und mit diesem Leben absolut nicht wohl. Wenn ich nur wüsste, wer und was ich bin, dann würde ich lieber heute als morgen einen Job annehmen. Aber ich habe keine Ahnung, was ich mal gemacht habe. Hermann Meier ist Dreher. Ich selber habe keine Ahnung, wie eine Drehmaschine aussieht, geschweige denn wie man sie bedient. Also kann ich nicht als Hermann Meier einfach wieder auf Arbeit gehen.“

Dr. Schuppski nickte, strich sich eine nicht vorhandene Haarsträhne aus der Stirn, rieb sich das Kinn. „Das ist wirklich ein Problem. Darüber muss ich noch mal genau nachdenken. Das Problem ist – die Krankenkasse wird langsam ungeduldig. Die haben schon zweimal angefragt, wie es mit Ihrer Arbeitsfähigkeit aussieht.“

„Puh! Wie gesagt, ich würde ja gerne. Aber da gibt es gleich das nächste Problem: Meier arbeitet in M., und dahin kommt man nur mit dem Auto. Ich musste aber seinen Führerschein abgeben.“

„Sie hätten vielleicht nicht so laut sagen sollen, dass Sie nicht fahren können.“

„Aber wenn das doch die Wahrheit ist! Ich habe noch nie hinterm Lenkrad gesessen! Wenn ich etwas genau weiß, dann das.“

Schuppski sagte bedächtig: „Sie könnten Recht haben. Wenn ich das nicht völlig falsch gedeutet habe, drehen Sie sich auf der Stelle und sind im nächsten Augenblick dort, wo Sie hinwollen.“

Er fühlte, wie Meiers Augen aus den Höhlen quollen. Das war es also! Deshalb hatte er sich so oft auf der Stelle gedreht, wenn er irgendwohin wollte! Und sich dann geärgert, dass es nicht geklappt hatte. Verfügte sein wahres Ich über Fähigkeiten, die andere nicht hatten? Es war unwahrscheinlich, oder?

Wer oder was war er? Wie kam er in Meiers Körper hinein? Und wie wieder heraus?

So lange sie auch rätselten, Dr. Schuppski wusste keine Antwort.

Das Gespräch hatte länger gedauert, als beabsichtigt. Sein Bus war weg.

Trotz der Erkältung meldete sich Meiers Magen und verlangte sein Recht. Er ging um die Ecke zu einem

Dönerstand; dann fuhr er heim nach W.

Am Nachmittag hatte er Magenschmerzen und keinen Appetit auf Kuchen. Minna kommentierte das so: „Das hast du davon, wenn du Döner isst. Abnehmen wollen und Döneressen vertragen sich eben nicht“, und ohne mit der Wimper zu zucken, verschlang sie sein Kuchenstück noch mit.

Etwas später musste er sich furchtbar übergeben. „Selbst Schuld“, war alles, was Minna dazu sagte.

Er verbrachte den Rest des Tages und die darauffolgende Nacht im wesentlichen auf der Toilette. Den Kamillentee musste er sich selber kochen; Minna ging zu ihrem Handarbeitskränzchen.

Als er am Mittwoch immer noch nichts bei sich behalten konnte und Schwindelanfälle bekam, schleppte er sich zur Ärztin. Dr. Z. schlug die Hände über dem Kopf zusammen, telefonierte nach einem Krankenwagen und wies ihn in die Klinik ein. Dort bekam er etliche Spritzen, wurde an Schläuche gehängt und an Geräte angeschlossen. Er ließ alles geschehen und kommentarlos an sich vorübergehen. Er zog sich in sich selbst zurück und wanderte in Gedanken durch „sein“ Schloss.

Die Mediziner kamen und gingen, er hörte Worte wie „Lebensmittelvergiftung“, „Gammelfleisch“..., aber ihn interessierte das alles nicht.

Nach einer Woche bekam er die erste Suppe, drei Tage später durfte er es wieder mit etwas festerer Nahrung versuchen.

Volle drei Wochen dauerte es, bis sein Kreislauf wieder mitspielte und er aufstehen konnte. Während dieser ganzen Zeit kam Minna nur ein einziges Mal für eine Viertelstunde auf Besuch, packte ihm die Bücher auf den Nachttisch, die aus der Bibliothek geliehen hatte und jammerte, wie furchtbar es wäre, wenn er nicht da war.

Dafür kam Dr. Schuppski mehrmals in seiner Freizeit, um mit ihm zu reden. Zuletzt meinte er, dass nichts dagegen spräche, wenn „Meier“ noch einmal die Führerscheinprüfung ablegte. Dann könnte er ja auch wieder arbeiten gehen.

Nach mehr als vier Wochen durfte er endlich wieder nach Hause. Bald war er wieder drin im Alltagsrott zwischen Putzen, Gartenarbeit, Einkaufen und Besuchen bei Dr. Schuppski.

Eines verregneten Vormittags saß er vor dem Fernseher und zappte wahllos durch die Kanäle. Plötzlich hörte er englische Worte und horchte auf – er verstand alles! Wie war das nur möglich?

Erfreut erzählte er Dr. Schuppski davon; der konnte sich das Phänomen auch nicht erklären. Er holte die Bänder von den Hypnosesitzungen heraus und spielte sie ab – auch hier verstand er alles. „Wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich glatt behaupten, Sie sind ein Simulant, Herr Meier.“

„Ich bin nicht Hermann Meier!“

„Schon gut, schon gut.“

Minna zuckte ob der erfreulichen Nachricht nur mit den Schultern.

Beim nächsten Besuch hatte Dr. Schuppski zwei Nachrichten für ihn. Er sagte: „Sie dürfen den Führerschein noch einmal machen. Das ist die gute Nachricht. Die schlechte lautet: Wenn Sie den Idiotentest bestehen.“

„Den Idiotentest?“, fragte er verwundert.

„Entschuldigung, korrekt heißt es ´Medizinisch-Psychologische Untersuchung´.“

Er musste grinsen bei dem Gedanken, wie der echte Hermann Meier darauf reagieren würde, wenn er mitbekäme, dass er beim ´Idiotentest´ gewesen war... Wenn er es jemals erfuhr!

Damit war er wieder bei den Fragen, auf die es immer noch keine Antwort gab.

„Ich bin mit meinem Latein am Ende“, gestand Dr. Schuppski. „Die Hypnosesitzungen fördern kaum noch neue Erinnerungen zu Tage, manches wiederholt sich schon. Und doch wissen wir beide, dass noch wesentliche Lücken klaffen. All die Namen, das, was Sie während der letzten fünf, sechs Jahre erlebt haben – den Schlüssel dazu brauchen wir noch.“

Und ich weiß längst noch nicht, was passieren soll, wenn Sie sich erinnern, wer Sie sind. Vorerst bleibt mir nur, Sie für das Leben als Hermann Meier fit zu machen.“

Den Idiotentest bestand er mit Leichtigkeit. Er war eben kein Idiot, auch kein Säufer oder Kiffer, er war nur einfach in einem falschen Körper aufgewacht.

Dr. Schuppski half ihm bei der Erledigung der für den Führerschein notwendigen Formalitäten und beriet ihn bei der Auswahl der Fahrschule.

Als erstes war jedoch ein Erste-Hilfe-Kurs zu absolvieren.

Er war mit Abstand der älteste Teilnehmer, saß abseits von den jungen Mädchen und hörte aufmerksam zu. Ein Teil des Stoffes kam ihm bekannt vor. Oder war das einfach nur Allgemeinbildung?

Beim Thema `Stabile Seitenlage` musste Meiers massiger Körper als Versuchsobjekt für das zarteste Mädchen herhalten. Ein Schauer fuhr durch sein Inneres, als sie ihn anfasste. Der Mini-Lümmel zuckte und streckte sich. Damit es nicht so auffiel, machte er es der Kleinen leicht, ihn zur Seite zu drehen.

Kaum lag er stabil, sprang das Mädchen zurück und ging auf Abstand. Er konnte das sehr gut verstehen.

Schließlich und endlich hielt er seine Bescheinigung in den Händen, dem Fahrschulanfang stand nun nichts mehr im Wege.

Zur ersten Theoriestunde kam er in letzter Minute und völlig abgehetzt. Er hatte mal wieder vergessen, dass er Meiers Körper nicht so schnell bewegen konnte wie seinen eigenen. Schwitzend und schnaufend nahm er in der vorderen Reihe Platz, damit er die hübschen Mäuse nicht sah.

Die bedachten ihn mit scheelen Blicken, der zweitälteste im Kurs war gerade neunzehn geworden.

Also hielt er sich abseits und hatte das Gefühl, genau dies, nämlich für sich und abseits zu bleiben, habe er schon sein Leben lang geübt.

Er war draußen gerade damit beschäftigt, verwelkte Blumen abzuschneiden, als drinnen das Telefon klingelte. „Ja, ähm Meier“, meldete er sich und erwartete, wie schon öfter in den letzten Tagen von einem Tonband zugetextet zu werden. Diesmal war aber jemand Lebendiges am anderen Ende.

„Und hier ist Englert. Hallo, Herr Meier!“

„Hallo, Herr Englert“, antwortete er zaghafte und wusste nicht, wo er Herrn Englert einordnen sollte. Den Namen hatte er schon mal gehört, aber wo???

„Ich wollte mich nur mal erkundigen und fragen, wie es Ihnen geht. Wie ist es denn um Ihre Arbeitsfähigkeit bestellt, Herr Meier?“

Klick und Klingklong! Herr Englert war der Geschäftsführer der Firma F., also Hermanns, ähm, sein Chef.

„Ich bin...“, zum Glück konnte er sich noch bremsen und sagte nicht: „...nicht Hermann Meier“. „Ähm, ich, ..., nun ja...“

Verflixtes Gestottere! In seinem Alter sollte man doch um keine Antwort verlegen sein! In seinem Alter? Wie alt war er wirklich?

„Alles in Ordnung, Herr Meier?“, drang es besorgt aus dem Hörer.

„Ähm, ja. Nur, Herr Englert, ich weiß nicht, ob man Sie informiert hat oder nicht. Ich habe mein Gedächtnis komplett verloren und mühe mich jetzt mit Alltäglichkeiten ab, die früher selbstverständlich waren. Es fällt mir alles sehr schwer, sogar den Führerschein muss ich neu machen, verstehen Sie? An die Firma und meine Arbeit bei Ihnen kann ich mich überhaupt nicht mehr erinnern.“

„Oh.“

Hatte er das jetzt richtig übergebracht? Die Wahrheit gut genug umschrieben? ER war nie in der Firma F. gewesen und wo M. lag, wusste er nur von der Straßenkarte her.

„Das tut mir aber Leid für Sie, Herr Meier. Aber vielleicht findet sich bei uns ja eine Arbeit, die Sie machen können. Und dann lernen Sie eben das eine oder andere noch mal neu.“

„Danke für das Angebot, Herr Englert. Ich denke, das sollte ich annehmen.“

„Schön, Herr Meier. Vielleicht lassen Sie sich mal bei uns blicken, dann reden wir weiter.“

„Sobald ich eine Möglichkeit gefunden habe, ohne Auto nach M. zu kommen, melde ich mich bei Ihnen.“

Herr Englert bedankte sich und legte auf.

Er atmete tief durch. Mit dem Chef durfte er es sich nicht verscherzen. Für den Fall, dass alles wieder rückgängig zu machen war und Hermann Meier wieder in seinen Körper zurückkam – und er in seinen -, wäre es sicher schlecht, wenn er dafür gesorgt hätte, dass Meier seinen Job los war. Bei den Arbeitslosenzahlen in der Region...

Und falls er in Meiers Körper bleiben musste, wäre es gut, wenn er finanziell auf eigenen Beinen stehen würde, für den Fall, dass er es mit Minna nicht mehr aushalten konnte.

Als er Minna von dem Anruf erzählte, war ihre ganze Reaktion nur: „Du solltest wirklich wieder arbeiten

gehen. Ewig kannst du dich nicht auf Kosten der Krankenkasse ausruhen. Wir brauchen das Geld, deine Fahrschule wird teuer genug. Und ich brauche mal wieder was zum Anziehen.“

„Ich auch“, sagte er und zeigte den zu weit gewordenen Hosenbund. „Das kann man abnähen“, sagte sie. „Aber ich kann nicht jeden Tag mit den gleichen Klamotten im Büro erscheinen.“

Er verbiss sich eine boshafte Bemerkung und sagte satt dessen: „Gut, dann gehen wir am Samstag zusammen nach Z. einkaufen.“

„Endlich mal ein vernünftiger Vorschlag von dir.“

Den Vorschlag bereute er bitter. Minna stürzte von einem Geschäft ins andere, probierte unendlich viele Röcke, Kleider, Blusen und Pullover an und kaufte, als hätte sie gar nichts im Schrank. Sie lud ihm die vielen bunten Plastikbeutel auf, in denen die Sachen steckten.

In der Herrenabteilung des größten Kaufhauses bat er Minna, doch mal ihre Sachen zu halten, er wollte sich eine Hose und einen Pullover aussuchen.

„Aber beeil dich, die Tüten sind schwer.“

Er fand eine dunkelgraue Hose und hielt sie hoch. „Da passt du nie rein! So viel abnehmen kannst du gar nicht!“, meckerte Minna. Er sah auf das Größenschild. Ja klar, seinem eigenen Körper würde diese Hose schon passen, Meier kam hier nicht rein, logisch. Er hatte unbewusst dorthin gegriffen, wohin er immer gegriffen hatte. Verflixt, welche Größe zog Meier eigentlich an? Er hätte vor dem Einkaufen nachsehen sollen. Nach dreimaligem Probieren hatte er endlich etwas Passendes gefunden. Minna war schon ganz ungeduldig. „Brauchst du immer so lange? Ich brauche noch Schuhe und Hunger kriege ich auch langsam.“

Bei den Pullovern ging es etwas schneller, er wusste ja nun, zu welcher Größe er greifen musste. „Zeig mal, wie viel kostet das?“, forderte Minna.

„Also, das ist zu teuer, das geht nicht.“

Er holte tief Luft. „Hose und Pullover kosten zusammen weniger als das Kleid, das du dir gerade eben als siebtes Stück am heutigen Tage gekauft hast. Ich nehme das jetzt und basta.“

Damit drehte er sich um, ging zur Kasse und bezahlte mit Meiers EC-Karte. Minna brabbelte vor sich hin. „Wenn das Geld alle ist, können wir jetzt nicht noch in den Schuhladen gehen. In zwanzig Minuten fährt ein Bus.“

„Ich BRAUCHE aber noch Schuhe zu dem Kleid.“

„Dazu kannst du doch die Pöns oder wie das heißt anziehen, die du dir vorletzte Woche gekauft hast.“

Die Leute um sie herum tuschelten und kicherten.

Minna wurde rot. „Also gut, gehen wir nach Hause.“

Am Nachmittag marschierte er zur Sparkasse, holte Kontoauszüge und sah nach, wieviel Geld sie hatten. Das hätte er schon viel früher tun sollen; Minna hatte mehr Geld ausgegeben als eingezahlt wurde.

Als er sie zur Rede stellte, antwortete sie schnippisch: „Das geht dich nichts an, das ist Sache von Hermann und mir.“

„Abgesehen davon, dass ich im Moment Hermann spiele, wird er sich nicht freuen, wenn du das ganze Geld durchbringst.“

„Ach du...“, brüllte Minna, rannte ins Schlafzimmer und knallte die Tür zu, dass alles wackelte.

Er sah die älteren Kontoauszüge durch und stellte fest, dass Minna und Hermann früher nicht so viel Geld verbraucht hatten.

Hermann Meier hatte es bestimmt nicht leicht mit dieser Minna. Und wenn er selber nicht vollkommen von ihr untergebuttert werden wollte, musste sich etwas ändern. Musste ER etwas ändern.

Wieder einmal bat er Dr. Schuppski im Rat. Die Hilfe, die der ihm gewährte, ging weit über das hinaus, was ein Mediziner normalerweise für seinen Patienten tat. Er erklärte sich bereit, mit seinem Auto nach M. zu fahren und beim Gespräch mit Herrn Englert dabeizusein.

Mit zitternden Fingern rief er noch von Schuppskis Praxis aus in der Firma an und vereinbarte einen Termin. Das Telefonieren gelang ihm von Mal zu Mal besser. Er hatte verschwommene Vorstellungen davon, dass er seinen Kopf in den Kamin steckte, wenn er mit jemandem sprechen musste, ohne gleich hinzugehen. Verrückte Vorstellung! Hier gab es nirgendwo Kamine.

Mit mulmigem Gefühl betrat er an Dr. Schuppskis Seite „seine“ Firma. Sie fragten sich zu Herrn Englert

durch. Der empfing sie in seinem Büro und bot am Konferenztisch Kaffee an. Das Chefbüro war hell und zweckdienlich eingerichtet: ein großer Schreibtisch mit Computer, dahinter Aktenschränke. Für einen Moment legte sich ein anderes Bild darüber: Ein altes Büro mit Porträts an den Wänden und fremdartigen Gegenständen in Regalen, darunter ein rubinbesetztes Schwert. Er sah das Büro von der Position des Chefsessels aus und war sicher, dass es sich in dem Schloss befand...

Herr Englert riss ihn aus seinen Gedanken. „Da ist ja eine echt dumme Geschichte, wirklich, Meier! Sie haben Ihr Gedächtnis tatsächlich komplett verloren?“

„Es war vollständig weg. Ich habe am Anfang nicht mal die eigene Ehefrau erkannt.“ Er zwang Meiers Gesicht zu einer Art Grinsen. „Jetzt kommt mit Dr. Schuppskis Hilfe das eine oder andere wieder. Aber, wie gesagt“, er hob in einer bedauernden Geste die Hände, „den Führerschein muss ich neu machen. Und was die Firma betrifft – ich war...“ Stop! Keinen Fehler machen! „Es ist, als ob ich nie hier gewesen wäre, verstehen Sie?“

„Aber das ist ja furchtbar, Mann. Vielleicht erinnern Sie sich wieder daran, wenn wir mal durch die Hallen gehen?“ Dr. Schuppski nickte bekräftigend.

Er wusste, dass es nichts nutzen würde, weil er tatsächlich noch nie hier gewesen war. Lag seine berufliche Vergangenheit etwa in diesem alten Schloss? Keine Ahnung. Ersteinmal folgte er Herrn Englert aus dem Bürogebäude durch einen Verbindungsgang in die Produktionshalle. Dort war es schmutzig und laut. Große Maschinen standen aufgereiht, hinter Glasscheiben bewegten sich Teile darin, Metallspäne flogen. Hier und da standen Blaumänner herum, beobachteten die Maschinen, drückten Knöpfe. Der eine oder andere rief: „Hallo, Meier!“

Höflich nickte er; die Leute hatte er noch nie gesehen.

Ganz am Ende der Reihe stand eine Maschine, die anders aussah als die anderen. „Hier, die Berta wartet auf Sie!“

Er glubschte das Monstrum an. Die Maschine war eindeutig älter als die anderen. Knöpfe drücken konnte man sicher lernen, aber das hier? Hier gab es keine Knöpfe, nur Hebel und Handräder. Verzweifelt schüttelte er den Kopf.

„Hat´s klick gemacht?“, fragte Herr Englert. Stumm schüttelte er noch mal den Kopf.

„Wie groß sind die Chancen, dass er sich wieder an alles erinnern kann?“, wandte sich der Chef an Dr. Schuppski.

„Das kann man im Moment noch nicht absehen“, erwiderte der Psychologe. „Vielleicht kommt alles irgendwann einmal zurück, vielleicht bleibt es so, wie es ist.“

„Hm“, machte Englert. „Wir brauchen in spätestens vier Wochen einen neuen Hausmeister, der sich auch um die Grünanlagen kümmert. Vielleicht können Sie das übernehmen, Herr Meier. Später sehen wir dann weiter.“

„In Sachen Grünanlagenpflege habe ich einige Übung. Ich denke, das kann ich durchaus machen. Bleibt nur das Problem: Wie komme ich hierher? Ich bezweifle, dass ich den Führerschein so bald schaffe, und ohne Auto habe ich keine Chance.“

Man besprach noch einige Einzelheiten, dann verabschiedeten sie sich.

Am letzten Sonntag im Oktober nutzte er die letzten Sonnenstrahlen, um das Grundstück winterfest zu machen. Gerade unterhielt er sich mit Frau Müller über die Aufbewahrung von Begonienknollen, als es drinnen polterte und ein Schrei ertönte. Er rannte durch das Wohnzimmer zur Treppe. Dort rappelte Minna sich gerade auf. Er half ihr hoch. „Bin aus dem Pantoffel gekippt“, sagte sie stöhnend und hielt sich den Hinterkopf. Er führte sie zum Sessel, sie hinkte stark. Wenig später wurde ihr übel und er rief den Notarzt an. „Verdacht auf Gehirnerschütterung“, sagte der und ließ Minna in die Klinik bringen.

Es stellte sich heraus, dass Minna einen Schädelbruch, innere Blutungen und einen komplizierten Bruch im linken Knöchel hatte und längere Zeit in der Klinik bleiben musste. Am späten Nachmittag verließ er das Krankenhaus von W. und weil der Bus gerade weg war, machte er sich zu Fuß auf den Weg nach S. Er brauchte anderthalb Stunden dafür und war hinterher fix und fertig.

Nachdem er sich geduscht und umgezogen hatte, machte er sich daran, Minnas Verwandte anzurufen und ihnen die schlechte Nachricht zu überbringen. Er war erstaunt über die viele Heuchelei am jeweils anderen Ende der Telefonleitung. „Die arme Minna! Das hat sie wirklich nicht verdient“, sagte zum Beispiel ihre Cousine, es klang aber wie „Geschieht ihr recht.“

Am Montagmorgen versuchte er, im Rathaus anzurufen und Minnas Chef an die Strippe zu kriegen. Die Probleme begannen schon damit, dass er gar nicht richtig wusste, in welcher Abteilung Minna eigentlich arbeitete. Hatte sie nicht mal was von Schülerzahlen erzählt, die sie herausuchen musste? Er griff sich das „Örtliche“ und sah bei „Stadtverwaltung“ nach. „Amt für Schulverwaltung, Sport und Kultur“, vielleicht war er dort richtig? Er wählte die Nummer, hörte das Besetztsymbol. Ein paar Minuten später das Gleiche. Nach vielen Versuchen gab er auf und wählte die Nummer der zentralen Vermittlung. Er landete in einer Warteschleife. Nachdem er drei Minuten lang einer nervtötenden Melodie gelauscht hatte, legte er auf. Nächster Versuch: Stadtinformation. „Tut mir Leid, da sind Sie falsch verbunden.“ Hm, also noch mal von vorn. Tut-tut-tut; Warteschleife, ... nach einer Stunde machte er sich zu Fuß auf den Weg ins Rathaus. Er fragte die Empfangsdame nach dem Chef von Minna Meier. Die Dame drückte ein paar Knöpfe auf ihrer Anlage, sprach kurz in den Hörer und wandte sich ihm wieder zu. „Tut mir Leid, der Herr Richter ist in einer Besprechung, außerdem ist heute keine Öffnungszeit.“

Er stöhnte. „Ich wollte nur melden, dass meine Frau einen Unfall hatte und längere Zeit nicht zur Arbeit kommen kann.“

Nach einigem Hin und Her wurde er schließlich zur Sekretärin des Bürgermeisters geschickt. Die gepflegte, schlanke, kühle Blondine hörte ihn an, machte eine Notiz und entließ ihn mit einem Nicken.

Wieder daheim rief er Gusta und Klaus an. Klaus sagte nur: „Da hast du ja jetzt ein paar Tage Ruhe“. Gusta war ziemlich ungehalten. „Ich glaube nicht, dass ich Zeit finden werde, meine liebe Schwägerin im Krankenhaus zu besuchen. Meinen Geburtstag habt ihr ja völlig ignoriert, warum sollte ich dann zu Minna gehen?“

Geburtstag? Der Schweiß brach ihm aus. Hatte er da etwas vergessen?

Er erinnerte sich. „Du, da konnte ich nicht kommen. Hatte ´n Gammelfleisch-Döner gegessen und lag in der Klinik.“

„Waaas?“ Gusta schrie so, dass er den Hörer vom Ohr weg halten musste. „Und mir sagt keiner Bescheid. Ich hätte dich besucht, ehrlich. Aber wenn ich das nicht mal erfahre...“

Weißt du was, morgen Nachmittag komme ich zu dir. Ich glaube, wir müssen dringend miteinander reden.“ Er nickte.

„Hermann, bist du noch da?“

„Ja, ja. Ich habe genickt und nicht daran gedacht, dass du mich nicht siehst. Klar kannst du kommen.“

Er freute sich auf das Treffen mit Gusta. Sie war vernünftig und betrachtete die Dinge realistisch. Nur mit Minna kam sie nicht klar, besser gesagt, Minna konnte Gusta nicht leiden. Er vermutete, dass das an den spitzen Bemerkungen lag, die Gusta immer mal machte. Noch nie hatte er mit Hermanns, äh, seiner Schwester reden können, ohne dass Minna dabei war. Überhaupt, die Kontakte zu Minnas Verwandten und Freunden waren viel stärker als die zu Hermanns Leuten. Minna hatte ihm erzählt, dass seine Familie kein Interesse an Besuchen hätte, aber stimmte das auch? Morgen würde er hoffentlich mehr erfahren.

In der Nacht fühlte er sich ziemlich einsam.

Am Nachmittag packte er ein paar Sachen zusammen und fuhr in die Klinik. Minna ging es nicht gut, sie hatte Beruhigungsmittel bekommen und schlief dauernd ein. So begnügte er sich damit, ihre Hand zu halten.

Für Gusta besorgte er Kuchen und zelebrierte seine „Englische Teezeremonie“. Gusta sah ihm mit großen Augen zu. „So was hast du doch früher nicht gemacht, du warst von klein auf ein Kaffeetrinker. Und abgenommen hast du auch – alle Achtung!“

Er antwortete nicht, trank seinen Tee und betrachtete Gusta. Rein äußerlich hatten sie – zu Gustas Glück, wie er meinte – nicht viel gemeinsam. Gusta sah ganz anders aus als Hermann. Sie war etwas mollig, aber noch lange nicht so fett wie Minna. Und sie kleidete sich dezenter als sie...

Gusta kam von alleine auf seinen Krankenhausaufenthalt zu sprechen. Er berichtete und sie schüttelte wieder und wieder den Kopf. „Ich fasse es nicht. Dir geht´s dreckig und dieses selbstsüchtige Frauenzimmer geht zu ihrem Handarbeitszirkel! Nicht auszudenken, was passiert wäre, wenn du zusammengeklappt wärest! Hat sie dich wenigstens in der Klinik besucht?“

„Einmal.“

„Ich sag´s immer wieder und noch einmal, Hermann: Diese Minna nutzt dich von hinten nach vorne aus.“

„Wem gehört eigentlich das Haus?“ Der Gedanke war ihm plötzlich gekommen und er hatte die Frage

sofort gestellt.

Gusta sah ihn verwundert an. „Dir, und zwar dir alleine. Die Erbschaft, weißt du? Du hast alles in die Hütte hier gesteckt. Und Minna hat sich ins gemachte Nest gesetzt und spielt seitdem die große Dame.“

Jetzt war es an ihm, verwundert zu gucken. „Kannst du das bitte etwas genauer erklären? Ich weiß wirklich nichts mehr.“

Gusta erzählte und was sie sagte, stand zum großen Teil in Widerspruch zu dem, was er von Minna gehört hatte. Nach Gustas Worten war Minna diejenige gewesen, die mit Gusta und Klaus Streit angefangen hatte. Und das Auto war auch von Hermanns Erspartem gekauft worden; Minna hatte bis zur Hochzeit quasi von der Hand in den Mund gelebt.

Gusta bestätigte auch, dass Minna nie hatte fahren wollen, obwohl sie den Führerschein hatte.

Hermann hatte immer zu kämpfen gehabt, nicht zu sehr unter Minnas Pantoffel zu geraten. „Und ich Schaf habe ihr alles geglaubt, was sie mir erzählt hat.“

„Sag mal, hast du wirklich totalen Black-out gehabt?“

Er biss sich auf die Lippe. Sollte er...?

„Ja, es war wirklich alles weg, alles, alles, alles. Ich kann mich nicht einmal an meinen Namen erinnern, obwohl das eine oder andere wieder da ist.“

„Aber du bist doch Hermann?!“, fragte Gusta unsicher.

„Nein. Pass auf: Körper und Seele sind zwei Dinge, die sich bisweilen trennen können. Frag´ mich bloß nicht, wie das geht. Ich weiß, dass ich es mal wusste, aber es ist weg. Und irgendetwas ist passiert, dass ich aus meinem eigenen Körper heraus- und in den von Hermann Meier hineingefahren bin. Das Dumme ist nur: Ich weiß nicht, wer ich wirklich bin.“

Irgendetwas in meinem Inneren sagt mir, dass Hermann Meier zum Teil oder ganz in meinem Körper steckt.“

Gusta klappte die Kinnlade herunter. Er fuhr fort: „Konnte Hermann Englisch?“

„Kein Wort.“

„Seit ich wegen der Vergiftung in der Klinik lag, kann ich es perfekt. Und – unter Hypnose habe ich von Anfang an Englisch gesprochen. Und die Erinnerungen, die wieder auftauchen, sind so ganz anders als die Erinnerungen eines durchschnittlichen Deutschen.“

„Bist du – wie nennt man das gleich - schizophran oder so?“

„Das hat Dr. Schuppski auch geglaubt, beziehungsweise wollte er mich als Simulant hinstellen. Aber inzwischen glaubt er mir und hilft mir.“

Gusta nickte. „Und Minna?“

„Tut zumindest so, als würde sie mir glauben.“

„Du benimmst dich wirklich nicht wie Hermann. Du sprichst auch ganz anders als er.“

Sie schweig eine Weile. „Das ist verrückt, völlig verrückt.“

Dann sah Gusta auf die Uhr. „Tut mir Leid, Hermann, aber ich muss los. Wenn du mit Minna nicht klarkommst – ich habe ein Zimmer frei.“

In den folgenden Tagen wühlte er sich durch die Familienpapiere und studierte Bankauszüge früherer Jahre. Er fand den Erbschein und die Testamentsabschrift. Gusta hatte die Wahrheit gesagt, das Haus und auch die Möbel und das Auto waren von der Erbschaft und Hermanns Ersparnissen bezahlt worden. Minna hatte nur Schulden mit in die Ehe gebracht; auch die waren von seinem Geld bezahlt worden. Zorn stieg in ihm hoch. Trotzdem besuchte er Minna jeden Tag im Krankenhaus.

Die Ruhe, von der Klaus gesprochen hatte, konnte er nicht so richtig genießen. Es war zu still im Haus. Er vermisste die kleinen Reibereien mit Minna. Und nachts fühlte er sich erst recht einsam. Auch wenn Minna sich öfters demonstrativ umdrehte, wenn er die Hand ausstreckte, war doch jemand neben ihm. Minna gab ihm Halt in dieser fremden Welt. Jetzt fehlte dieser Halt, also besuchte er sie jeden Tag im Krankenhaus. Mit schöner Regelmäßigkeit machte er den weiten Heimweg zu Fuß, weil er den Bus verpasst hatte.

Er brachte ihr die letzte Rose von dem Beet, das er den ganzen Sommer über sorgfältig gepflegt und von Blattläusen freigehalten hatte. Er versorgte sie mit Obst und schmuggelte auch die eine oder andere Praline in die Klinik. Und er hörte sich Minnas täglichen Bericht an, wie ruppig und unhöflich doch die Schwestern waren und wie eingebildet die Ärztin. Selber kam er in der ersten Zeit wenig zu Wort; als es Minna jedoch

besser ging und sie mal nicht über Kopfschmerzen klagte, erzählt er ihr, dass er daheim die Kontoauszüge durchgesehen und festgestellt hatte, dass sie binnen eines Jahres gezwungen sein würden, ihr Haus zu verkaufen, wenn sie das Geld weiterhin so zum Fenster hinauswarf. Er machte ihr keine Vorwürfe, sagte nur: „Überleg’s dir.“

Minna wurde bleich und schluckte; das Thema wurde vorerst nicht mehr angeschnitten.

Arbeitsbericht

Schauen wir doch mal, was Nullsieben so macht...

Von: Nullsieben, Station 0815, Planet 2381793

An: Nummer Eins, Basis, irgendwo im Universum

Es wurde damit begonnen, die Art und Weise der Kommunikation der Planetenbewohner untereinander zu untersuchen.

Die Verständigung beruht zu 1,000000 auf den gleichen Prinzipien wie bei uns, nur die Lautäußerungen sind zu 1,000000 von den unseren verschieden. Eine genaue Analyse der Sprache ist unbedingt notwendig, wird aber eine noch nicht vorhersehbare Zeit in Anspruch nehmen.

Von: Nummer Eins, Basis, irgendwo im Universum

An: Nullsieben, Station 0815, Planet 2381793

Nullsieben, Sie sollen die Sprache nicht analysieren, sondern lernen und das schnell! Im nächsten Bericht werden Ergebnisse erwartet, oder Sie sehen Planet 000001 nie wieder!

Krrrbrigtttppppppfffrfff!

Nullsieben schickte in den Abendhimmel über der Station eine Reihe von Flüchen, die, hätte man sie übersetzt, selbst die hartgesottensten Erdlinge hätten erröten lassen.

Dann sperrte er die Station ab und verfügte sich nach Station 0431, die in einer Gegend lag, wo es schön warm war.

Nur der Gedanke an den Planeten 000001 brachte Nullsieben dazu, nach einigen Umdrehungen zu Station 0815 zurückzukehren und weiterzumachen.

Träume sind Schäume ?

Vorab: *Danke an Eo-Lahallia für´s Review. Nullsieben hat´s bei mir wirklich nicht leicht...
Jetzt geht´s erstmal mit H.M. weiter.*

In die Fahrschulklasse kam eine Neue. Sie mochte Anfang bis Mitte dreißig sein, trug das stumpfe blonde Haar streng aus der Stirn gekämmt und zu einem einfalllosen Dutt aufgesteckt. Bekleidet war sie mit einem weiten, wadenlangen, dunkelblauen Baumwollrock und einer einfach geschnittenen, hochgeschlossenen beige Baumwollbluse. Dazu trug sie abgenutzte, flache braune Schnürschuhe.

Sie schien einige der jüngeren Mädchen zu kennen und winkte ihnen kurz und kühl zu. Die Mädchen tuschelten, er konnte Worte wie: „Total altmodisch“, „alte Jungfer“, „Sekte“ u.s.w. verstehen.

Weil kein anderer Platz mehr frei war, setzte sie sich neben ihn und holte aus ihrer abgewetzten Umhängetasche ein ebenso abgewetztes Etui und ein kleines Heft mit graublauem Umschlag, auf den mit schmutziger Farbe aufgedruckt war:

„EVP -,16 M“. Er fragte sich, woher sie kam und musterte die Frau von der Seite. Sie trug keinerlei Schmuck war nicht geschminkt. Ihr Gesicht machte einen ziemlich rauen, blassen Eindruck, die Hände waren rot und rissig, mit ganz kurz geschnittenen Nägeln. Sie roch nach ...? Er zweifelte daran, dass sein Hirn die Information von den Riechzellen richtig interpretiert hatte und schnupperte noch einmal. Doch. Sie roch genau wie das Zeug, mit dem er letztens den Fettfleck aus seinem T-Shirt gewaschen hatte: Kernseife.

Sie sah ihn an und rückte ein Stück ab. Hatte er da etwa Furcht in ihren Augen gesehen? Völlig unnötig, ein so unattraktives Wesen würde er glatt von seinem Schoß schubsen, falls es sich dahin verirren sollte.

Und doch, die Frau kam ihm irgendwie bekannt vor. So einem Typ Frau war er schon mal begegnet, nicht jetzt im Körper von Hermann Meier, sondern früher, in seinem eigenen Leben. Viel früher...

Am Abend konnte er nicht einschlafen. Er grübelte mal wieder darüber nach, wer er war und wie er hierher gekommen sein könnte. Er grübelte mal wieder vergeblich. Also versuchte er, sich auf seinen Plan für morgen zu konzentrieren. Er musste nach C. zu Dr. Schuppski. Dann würde er gleich in C. etwas essen. Keinen Döner, davon war er geheilt. Vielleicht ging er zu einem Metzger und kaufte dort ein belegtes Brötchen. Warum hießen einige der Läden, in denen man Fleisch und Wurst kaufte, eigentlich „Metzgerei“ und andere mit demselben Angebot „Fleischerei“?

Dann würde er sich in den Bus setzen und nach W. fahren, in die Bücherei gehen und mit dem nächsten Bus raus zur Klinik fahren. Warum hatte man die eigentlich so weit außerhalb der Stadt gebaut? Es war so was von umständlich, von S. aus hinzukommen...

Der Bus kam, er stieg ein. Ein wenig wunderte er sich, dass sie so einen alten Bus nahmen. Die Fahrt ging über die Felder, aus der Stadt heraus. An der ersten Haltestelle stieg er aus, ging den Feldweg zu dem Dorf hinauf, auf der anderen Seite zum Dorf hinunter, rechts ab, links ab, den Bogen um die Linde, wie jeden Tag. „Pension Mary 5 min“ wies ein Schild den Weg. Er schaffte es immer in dreieinhalb Minuten, schließlich hatte er lange Beine.

Sorgfältig putzte er sich die Schuhe ab, die Wirtin duldet keinen Schmutz in ihrer Pension.

Im Vorbeigehen sah er, dass im Salon im Erdgeschoss eine Rothaarige auf dem Schoß des blonden Zwerges saß. Vor ihnen standen Weingläser.

Aha, die Wirtin war also für längere Zeit nicht da. Die unscheinbare graue Maus aus dem Zimmer in der Zwischenetage steckte den Kopf heraus. Sie sagte etwas, aber er hörte nichts. Doch ganz so, als hätte er verstanden, folgte er ihr in das Zimmer, warf den langen schwarzen Mantel auf einen Stuhl und ließ sich in den Sessel plumpsen. Der Gasofen brannte, es war warm. Die Frau bewegte etwas ungenau vor ihm die Hüften, als sie eine Karaffe und zwei Gläser brachte. Sie goss roten Wein ein, sie stießen an und tranken. Über den Tisch hinweg strahlte sie ihn an. Wahrscheinlich hatte sie sich etwas Mut angetrunken, ihre Augen glühten. Ganz gegen ihre Gewohnheiten trug sie eine enge rote Seidenbluse, die beiden obersten Knöpfe standen offen und ließen einiges erahnen.

Nachdem sie etwas mehr als ein halbes Glas getrunken hatten, sprang sie plötzlich auf, als hätte sie etwas vergessen. Sie eilte zu der kleinen Kommode an der Wand und machte sich am Plattenspieler zu schaffen.

Wenig später ertönte ein langsamer Walzer, sie ging auf ihn zu und sprach ein paar Worte. Er verstand nichts, ahnte aber, dass es „Lass uns tanzen“ geheißten hatte, denn genau das taten sie. Ein wenig steif und hölzern, aber eng aneinandergedrückt bewegten sie sich zur Musik. Er sog ihren Duft ein, grüner Apfel und Blüten. Er spürte Druck in den Lenden und fühlte, wie sein Glied ersteifte. Langsam und vorsichtig begann er, ihre Bluse aufzuknöpfen, die Finger darunter musste er unbedingt anfassen.

Sie schüttelte den Kopf und machte sich los. Enttäuschung wuchs in ihm. Sie drehte aber nur den Gasofen herunter, schloss die Tür ab und löschte das Licht bis auf die Stehlampe in der Ecke. Dann gab sie ihm sein Glas, im Stehen tranken sie aus. Sein Blick klebte dabei im Ausschnitt ihrer Bluse, wo unter schwarzer Spitze helle Haut durchschimmerte.

Sie stellten die Gläser auf den Tisch und tanzten weiter. Dabei zog sie ihn hinter den Vorhang, der die Schlafecke vom restlichen Zimmer abtrennte. Das Bett war einladend aufgedeckt. Immer noch vorsichtig nestelte er wieder an den Knöpfen ihrer Bluse, dann fummelte er eine Ewigkeit mit dem BH herum, bis er endlich mit beiden Händen ihre Brüste umschließen konnte. Währenddessen hatte sie sich an seiner Hose zu schaffen gemacht, den Gürtel gelöst, die Knöpfe geöffnet und fasste nun durch den Schlitz seiner Unterhose nach dem Glied. Er stöhnte auf und konnte es kaum noch aushalten. Es kam ihm so vor, als brauchten sie Stunden, sich endlich ganz auszuziehen. Sie legte sich ins Bett, auf den Rücken und spreizte die Beine ein wenig. Er stand mit seiner Riesenlanze vor ihr und wusste nicht, was als nächstes kommen sollte. Sie winkte, er legte sich auf sie und suchte den Eingang.

Sie zog die Decke über ihn bis hoch zum Kopf. Er fummelte und suchte, sie lag still und wartete ab. Schließlich nahm er die Hand zu Hilfe, fand das Schlupfloch, stieß zu und erwachte keuchend, schwitzend, die Hand zwischen den Beinen, in Meiers Körper.

Ächzend ging er ins Badezimmer, erinnerte sich. Gerade eben hatte er von seinem „Ersten Mal“ geträumt. Neunzehn war er damals gewesen und Student.

Aber: Was hatte er studiert? Wo hatte er studiert? Wer war die Frau gewesen? Gab es nur dieses eine Mal oder hatten sie es öfter getan? Warum wohnte er so weit ab vom Schuss in einer Pension? Wer war er? Fragen über Fragen und keine Antwort darauf.

Auch in den nächsten Nächten wurde er von feuchten Träumen geplagt. Die Frauen wechselten. Es gab Blondinen und Brünette, Rotschöpfe und einmal vernaschte er im Traum auch eine ältere grauhaarige Dame, die fatalerweise der Frau Lehmann von gegenüber sehr ähnelte. Hilfe!

Beim Erwachen wusste er immer, ob der jeweilige Traum eine Erinnerung war oder nicht. Eine alte Frau hatte er nie in seinem Bett gehabt, aber in seiner Jugend, so mit zwanzig, zweiundzwanzig hatte er es ganz schön wild getrieben. Und dennoch eine Sehnsucht verspürt, die unerfüllt geblieben war.

Ein anderer Erinnerungstraum suchte ihn regelmäßig heim:

Er sass in einem kahlen, kühlen Raum an einem dunklen Schreibtisch und tat nichts als warten. Die Tür ging auf, ein zwerghenwüchsiger Mann trat ein, sprach zu ihm.

Aus seinen Gewändern holte er einen Holzstab hervor, richtete ihn auf den Zwerg, der daraufhin umfiel. Er wusste, dass er ihn nur gelähmt hatte, nicht getötet. Er eilte durch das Schloss, es kam ihm so vor, als käme er überhaupt nicht voran. Die Korridore waren endlos, die Treppen wuchsen weiter in die Höhe. Irgendwann gelangte er in einen Gang, in dem Menschen, Erwachsene und Kinder, gegeneinander kämpften. Grüne und rote Blitze schossen aus den Holzstäben, Körper fielen zu Boden, Putz bröckelte. Er kam unbehelligt durch, stieg eine letzte, enge Treppe nach oben.

Auf einer Plattform lag ein alter Mann mit weißem Bart – der Alte, den er in anderen Träumen schon gesehen hatte – halb am Boden. Ein halbwüchsiger blonder Knabe richtete seinen Stab auf den Alten.

Er schob den Knaben beiseite, sah dem Alten in die Augen. Er las ein „Jetzt“ darin, richtete seinen Holzstab auf ihn, fühlte sich zwei unverständliche Worte, „Avada Kedavra“, sagen. Ein grüner Blitz schoss aus dem Stab, der Alte flog über die Brüstung des Turmes und klatschte zu Boden. Er drehte sich um....

An dieser Stelle wachte er stets schweißgebadet auf. Was war das für eine Erinnerung? Was bedeutete dieses „Avada Kedavra“? Hatte er den Alten damit getötet? Er hatte es aus irgendeinem Grund tun MÜSSEN, aber warum nur?

Je mehr er darüber nachgrübelte, umso öfter wiederholte sich der Traum.

Er wusste, dass es besser wäre, wenn er mit dem Psychologen über diesen Traum sprach, aber etwas in ihm

hinderte ihn daran. Vielleicht die Tatsache, dass er überhaupt nicht begriff, was vorging.

Bitte, bitte ein paar Kommis!!!

Aller Anfang ist schwer

Vorab: *Vielen Dank für die lieben Kommiss! Ich glaube, ich lasse ihn doch noch ein bisschen zappeln, er soll erstmal fahren lernen! Vor dem Verrücktwerden wird ihn der gute Dr. Schuppski schon bewahren...*

*@ Alandra: Ich würde gerne öfter updaten, wenn ich mehr Zeit hätte! Die Geschichte an sich ist fertig, aber ich hänge mit dem Korrekturlesen!
'tschuldigung!*

Die Fahrschultheorie hatte er so gut wie geschafft. In den letzten Stunden wurde für die Prüfung geübt und Vorfahrtsfragen diskutiert. Obwohl er alle Tests fehlerfrei bestanden hatte, lernte er stundenlang und war furchtbar aufgeregt. Der Fahrlehrer bot den jungen Mädchen an, sie in seinem Auto mit nach Z. zur Prüfung zu nehmen, für ihn war kein Platz mehr.

Also studierte er einmal mehr den Fahrplan und knurrte. Er würde mehr als eine Stunde zu früh in Z. ankommen und wenn nicht alles superpünktlich ablief, konnte er erst den Fünf-Uhr-Bus nehmen und würde es nicht mehr schaffen, Minna zu besuchen.

Genau eine Viertelstunde vor Prüfungsbeginn fand er sich in der alten Berufsschule ein. Gierig sog er die Gerüche ein, Schulen rochen irgendwie alle gleich nach Staub, Kreide und Schweiß. Und er liebte diesen Geruch. Warum nur?

Eine Minute „vor der Angst“ kam dann auch Herr G. mit den jungen Damen angerannt. Sie meckerten hinter seinem Rücken, weil G. so spät losgefahren und prompt im Stau stecken geblieben war.

Als er die Prüfungsfragen sah, brach ihm der Schweiß aus. Alles angelesene Wissen war weg. Wie war das, rechts vor links oder links vor rechts? Die Fragen verschwammen vor seinen Augen. Er schloss die Lider, atmete tief durch, verbannte sämtliche Gedanken aus seinem Hirn, zählte bis drei und sah erneut auf das Blatt. Voller Konzentration las er die Fragen durch, vor seinem geistigen Auge erschienen die Lehrbuchseiten mit den richtigen Antworten, er kreuzte an, las weiter, kreuzte an und war schneller am Ziel als er gedacht hatte. Es blieb ihm ausreichend Zeit, alles noch einmal genau durchzugehen; er war mit sich zufrieden und gab als erster ab.

Nach einer endlos erscheinenden Zeit wurden die Prüflinge wieder ins Zimmer gerufen. Der Bus war längst weg, den Besuch im Krankenhaus konnte er vergessen. Sein Magen knurrte, er dachte mit Grausen daran, dass der Kühlschrank so gut wie leer war. Also musste er auf dem Heimweg auch noch am Kaufmarkt aussteigen, einkaufen und dann wohl oder übel zu Fuß die letzten drei Kilometer zurücklegen. Scheißtag. Hoffentlich hatte er wenigstens bestanden.

Er hatte, und zwar als einziger Kandidat völlig fehlerfrei.

Etwas erleichtert machte er sich auf den Heimweg, warf zwei Steaks in die Pfanne, spülte jedes mit einem Bier hinunter und ließ es sich gut gehen. Bei dem Gedanken daran, wie Minna lästern würde, wenn sie die Portion sähe, wurde er ziemlich trübsinnig. Kaum zu glauben, aber das Gemecker, das ihm sonst ständig auf die Nerven ging, fehlte ihm.

Gleich am nächsten Tag sprach er in der Fahrschule vor und machte mit Herrn G. die ersten Termine für die praktischen Stunden aus.

Zwei Tage später war es soweit, G. holte ihn mit dem Fahrschulauto ab. Irgendwie hatte er das Gefühl, zum ersten Mal in einem PKW zu sitzen. Neugierig beobachtete er, was G. tat, aber vom Rücksitz aus bekam er nicht viel mit. Auf dem Beifahrersitz hockte ein blutjunges bebrilltes Mädchen mit hochrotem Kopf.

Er fragte sich, ob die dabei sein sollte, wenn er fahren lernte. Das würde er besser verweigern, die Kleine sollte schließlich überleben.

Seine Angst war unbegründet, G. hielt nach dreihundert Metern und ließ das Mädchen aussteigen. Mit den Worten: „Vielleicht üben Sie ja erst noch mal mit Ihrem Vater“, verabschiedete sich der Fahrlehrer.

Na, schönen Dank auch. Er hatte keinen Papa mehr zum üben. Außerdem hatte G. doch vor Fahrübungen

auf öffentlichen Straßen und Parkplätzen gewarnt...

G. steuerte den hinteren, vollkommen leeren Parkplatz des Einkaufszentrums an. Hier stand normalerweise keiner, die Leute wollten alle am liebsten bis zum Eingang fahren. Vielleicht erfand ja einer mal den Drive-In-Supermarkt...

G. riss ihn aus seinen Gedanken. „So, Herr Meier, jetzt sind Sie dran! Platz nehmen und als erstes Sitz und Spiegel einstellen.“

Er zwängte sich hinter das Lenkrad, passte kaum auf den Sitz. Verdammt, er war immer noch zu fett, auch wenn er schon etliche Kilo abtrainiert hatte. Hilfesuchend sah er zu G.

„Der Hebel ist an der Seite. Sie müssen ihn hochziehen und dann können Sie mit dem Sitz nach hinten rücken.“

Es dauerte bestimmt eine Viertelstunde, ehe Sitz und Spiegel so eingestellt waren, dass er Platz hatte, alles sehen konnte und mit den Füßen an die Pedale kam.

Dann erklärte G. ihm die Bedienelemente des Fahrzeuges.

„Und jetzt üben wir erst mal anfahren und anhalten. Los geht's.“

Ein Schweißbach rann ihm den Rücken hinunter. Was musste er jetzt tun?

„Na, kommen Sie schon, der Schlüssel beißt nicht. Kupplung treten und den Schlüssel umdrehen. Wenn der Motor läuft, lassen Sie den Schlüssel los und legen den ersten Gang ein.“

Er hielt die Luft an, fasste zögernd nach dem Schlüssel. Was kam noch? Ach ja, die Kupplung. Mit welchem Fuß bediente man die? Er schloss die Augen, rief sich die entsprechende Stunde in der Theorieausbildung ins Gedächtnis. Ach ja, links.

„He, Sie müssen die Augen aufmachen! Gewöhnen Sie sich das bloß nicht an; im Straßenverkehr kann es tödlich sein, wenn man die Augen zumacht!“

Danke schön!

Er atmete tief durch, hielt die Luft an, setzte den linken Fuß auf die Kupplung.

„Ganz durchdrücken!“, kommandierte G., er gehorchte. „Jetzt den Schlüssel drehen!“

Er drehte, der Motor machte dreimal „jaul“ und dann „brumm“ und lief. Er atmete aus und sah zu G. hinüber.

„Den ersten Gang einlegen.“

Er sah den Schaltknüppel an, studierte die Symbole darauf. Ah ja, Hebel nach links vorne.

Es ging nicht. Er sah zu G. hinüber.

„Sie dürfen die Kupplung nicht loslassen, wenn Sie schalten wollen. Vielleicht lesen Sie heute Nachmittag das Kapitel im Lehrbuch noch mal durch.“

Er biss sich auf die Lippe. Drückte die Kupplung durch. Aha, jetzt ließ sich der Hebel bewegen. Das ging ja ganz leicht!

„So, und jetzt den rechten Fuß auf das Gaspedal setzen und Gas geben!“

Wieso heißt das eigentlich „Gas“ geben? Das Auto fährt doch mit Benzin?

„Ganz langsam die Kupplung kommen lassen. – Und den Blick nach vorn durch die Windschutzscheibe!“ Gehorsam richtete er seine Augen auf den Baum, der am Ende des Parkplatzes stand.

„Lenkrad festhalten!“

Er erschrak, ließ alles los, ein Ruck, der Wagen stand, der Motor war aus. „Hilfe!“, flüsterte er.

„Ganz ruhig bleiben!“ G. drehte sein Fenster herunter. „Noch mal von vorn. Schlüssel nach links drehen, Gang rausnehmen, Motor wieder anlassen, linken Fuß auf die Kupplung, Gang einlegen, mit dem rechten Fuß Gas geben, Kupplung kommen lassen. Und mit ein bisschen Glück fahren Sie dann schon los.“

Au weih!

Er atmete dreimal tief durch, drehte den Schlüssel nach links und nahm den Gang wieder heraus. Dann drehte er den Schlüssel nach rechts, der Motor machte dreimal „jaul“ und dann „brumm“ und lief. Er umfasste fest das Lenkrad, richtete seinen Blick geradeaus, drückte mit den rechten Fuß das Gaspedal bis zum Anschlag.

„Das ist zuviel! Nur bis zur Hälfte, sonst macht das Auto einen Satz, wenn Sie die Kupplung loslassen!“ Sch...!

Langsam zog er Meiers rechten Fuß zurück, bis G. „o.k.“ sagte. Dann zog er das linke Bein zurück. Seine Knie zitterten. Ein Ruck, der Motor war aus.

„Das Ganze noch mal von vorn, aber bitte ohne den Ruck.“

Er biss die Zähne zusammen, wiederholte alles – einschließlich Ruck und Motor aus.

„Die in der Theorie die Besten sind, lernen selten am schnellsten Fahren“, murmelte G. „Das machen Sie jetzt, bis es klappt.“

Im dritten Versuch gelang es ihm tatsächlich, das Auto zum Rollen zu bringen. Hilfe!!!

„Bremsen bis zum Stillstand“, forderte G., „das heißt: erst die Kupplung und dann die Bremse durchtreten, bis das Fahrzeug steht.“

Er gehorchte, das Auto blieb mit einem Ruck stehen. Er ließ die Pedale los, sie machten einen Satz nach vorn; der Fahrlehrer sagte ein paar unfeine Worte.

„Mensch, Meier, wenn Sie stehen, müssen Sie den Gang wieder rausnehmen! Erst dann können Sie die Handbremse anziehen und die Füße von den Pedalen nehmen.“

???

Nach einer mittleren Ewigkeit war er fünf Meter gefahren. G. wandte sich ihm zu. „Herr Meier, wollen Sie eigentlich Fahren lernen oder nicht?“

„Ich will und ich muss. Mein Problem ist nur, dass ich noch nie in einem Auto gesessen habe, nicht mal auf dem Beifahrersitz.“

Er biss sich auf die Lippe, bis er Blut schmeckte. Jetzt hatte er viel zu viel gesagt. Entsprechend ungläubig starrte G. ihn auch an. „Das ist ja wohl nicht Ihr Ernst?“

„Amnesie“, mehr fiel ihm nicht ein.

G. sog hörbar die Luft ein und begann, geduldig noch einmal die Abläufe beim Anfahren und Bremsen zu erklären.

Er biss die Zähne zusammen, nickte und probierte wieder. Mit vier Abwürgern schaffte er es endlich, bis zum Ende des Parkplatzes zu fahren.

„Wir hören hier besser auf“, stöhnte G.

Erleichtert ließ er Kupplung und Bremse los, ein Ruck nach vorn, der Motor war aus.

„Meier, können Sie sich nicht zusammenreißen!“, brüllte G. und entschuldigte sich gleich hinterher. „Ich brauch´ jetzt erst mal eine Zigarette, dann fahre ich Sie heim.“

Sie stiegen aus; er schwitzte wie ein Pferd, hatte keinen trockenen Faden mehr am Leib und glühte. G. hatte auch Schweißperlen auf der Stirn, war kreidebleich und zitterte.

Er sagte: „Ich muss noch einkaufen und fahre dann mit dem Bus heim, danke.“

G. war die Erleichterung anzumerken. Er fragte: „Überlegen Sie sich noch mal, ob Sie wirklich Auto fahren müssen.“

„Da gibt’s nichts zu überlegen; ich muss, sonst bin ich meinen Job los.“

G. stieß ein undefinierbares Geräusch aus. „Bis übermorgen dann.“

„Auf Wiedersehen!“ Er musste nicht wirklich einkaufen, so verschwitzt wollte er auch nicht in den Supermarkt gehen. Und der nächste Bus fuhr erst in einer Stunde. Vor dem Eingang stand ein Imbisswagen; er kaufte sich ein gebratenes Hähnchen, lief heim und badete, bevor er den Vogel verspeiste.

Das konnte ja heiter, äh teuer werden, wenn er sich weiter so anstellte! Warum nur hatte er vor dem Fahren solche Angst? Millionen Leute fuhren im Auto durch die Gegend, junge, alte, Männlein wie Weiblein. Warum also sollte er das nicht auch lernen?

Wie war er früher von einem Ort zum anderen gekommen?

Als er Minna am Nachmittag von seiner Pleite erzählte, fiel die fast aus dem Bett. „Aber, Herrmann, du musst Autofahren lernen, wie sollst du denn sonst nach M. zur Arbeit kommen?“ Leise fügte sie hinzu: „Ich hatte gehofft, dass du mich mit dem Auto abholen kommst, wenn ich hier raus darf.“

„Also, ich hoffe nicht, dass du so lange in der Klinik bleiben musst!“

Die zweite Fahrstunde lief nicht viel besser als die erste. G. war irgendwie heiser und er hustete, dass man meinen könnte, sein letztes Stündlein hatte geschlagen, und murmelte etwas von Nervenkrise und zu vielen Zigaretten.

Immerhin brauchte er nur zehn Minuten, bis er richtig saß und schaffte es schon im dritten Versuch, ein paar Meter zu fahren. Beim Abbremsen vergaß er jedoch, auf die Kupplung zu treten, der Motor war aus.

G. verdrehte die Augen. Er befahl: „Noch einmal. Und ich lasse Sie heute nicht eher hier raus, bis Sie die erste Runde durchgehalten haben.“

„Ist das eine Drohung?“, fragte er.

G. schluckte. „Ich habe einen Anruf von einem gewissen Herrn Englert bekommen; er bittet darum, Ihre Ausbildung zu beschleunigen.“

Ach du Schreck!

G. sprach weiter: „Aber Sie müssen sich Mühe geben, von nichts kommt nichts.“

Er nickte und fühlte schon wieder einen Bach auf seinem Rücken.

Nach noch einmal zwei Versuchen hatte er den Wagen am Rollen und näherte sich der Begrenzung. „Nach links lenken!“, forderte G.

Er drehte das Lenkrad nach links, das Auto kam bedrohlich ins Schlingern. G. fasste ins Lenkrad und brachte das Auto zum Stehen. „Sie müssen langsamer lenken. Noch mal.“

Wieder das alte Lied: anlassen, anfahren, abwürgen, noch mal von vorn. Erstaunlicherweise fuhr er schon beim zweiten Versuch langsam los. G. legte die Hand auf das Lenkrad und zeigte ihm, wie man um die Kurve fuhr.

Wieder waren sie auf der langen Geraden und näherten sich dem Ende. „Links herum!“

Er spürte die Spannung, unter der G. stand. Der Fahrlehrer hielt die linke Hand bereit zum Zugreifen, die Füße verharreten Millimeter über seinen Pedalen.

Langsam drehte er das Lenkrad nach links. Diesmal war es zu wenig, aber wenigstens durfte er weiterfahren. Schließlich schaffte er es, eine Runde selbständig zu drehen und hielt an, ohne den Motor abzuwürgen.

„Handbremse anziehen!“

Er zog.

„Fuß vom Gas, den rechten!“

Er nahm das rechte Bein zurück.

„Gang raus!“

Schalten.

„Linken Fuß vom Pedal!“

„Motor ausmachen!“

Er brauchte drei Sekunden, um sich zu erinnern. Dann drehte er den Schlüssel nach links, das Brummen erstarb, aufatmend lehnte er sich zurück.

„Geht doch“, meinte G. „Ich gebe aber lieber noch keine Prognose ab, wie lange Sie brauchen.“ Der Fahrlehrer stieg aus und holte hastig eine Zigarettenpackung hervor.

G. fuhr ihn heim. Er stieg aus dem Auto und ging zur Haustür. Als er die Zeitungen auf den Couchtisch legte, sah er, dass G. noch immer neben seinem Auto stand und rauchte; die Türen waren weit aufgerissen. Er schämte sich, dass Meiers Körper so schwitzte und setzte sich in die Badewanne.

Station 0815

Ich finde, wir sollten mal kontrollieren, ob Nullsieben fleißig ist...

Nullsieben suchte lustlos die Speicher heraus, auf denen sie das Wissen über die Bewohner dieses Planeten gesammelt hatten. Er erinnerte sich noch an die Enttäuschung, die er verspürt hatte, als er bemerkte, dass sie viel primitiver waren als sie erst angenommen hatten. Die Raumwellen, die sie aufgefangen hatten, ließen viel mehr vermuten...

Er setzte sich den Infiltrator auf und ließ sich mit Informationen berieseln.

Nummer Eins hatte ihm aufgetragen, die Sprache der Erdlinge zu lernen – niemand wusste, dass er die längst beherrschte; er war schließlich Spezialist für interplanetare Sprachen. Dieses Wissen würde ihm nun ein paar ruhigere Tage verschaffen.

Er spielte an den Knöpfen der Empfangsanlage herum, vielleicht konnte er ja etwas von dem Funkverkehr seiner Leute auffangen. Nichts als Rauschen war zu hören, die Anzeigefläche flimmerte nur.

Er drehte wahllos an einem Knopf herum – tatsächlich hatte er 0,000000 Ahnung von der Bedienung dieses Monstrums. Plötzlich veränderte sich die Anzeige. Schnell bewegte Bilder huschten vor seinen Sehdingern vorbei, die Lauscher nahmen ungewöhnliche Töne wahr. Er brauchte eine ganze Einheit, ehe er begriff, dass es Worte in Erdlingssprache waren, die aus den Hörkästen kamen...

„...heiße Bond, Dschäms Bond.“

Das Männchen, das diese Worte gesprochen hatte, sah ganz anders aus als die Objekte, die sie in der Station gehabt hatten.

Nullsieben jubilierte. Er hatte es geschafft, die Wissensinfiltration des Planeten anzuzapfen! Gespannt verfolgte er, wie der Vorführer in ein Automobiles Gerät stieg, das Ganze in Bewegung setzte und seine Verfolger abhängte. Zuletzt besiegte Dschäms Bond den Bösewicht, der es auf ein Geheimnis abgesehen gehabt hatte, das jemand anderem gehörte und lächelte die Zuschauer an. Komische Sitten hatten die auf Planet 2381793! Die verzogen dauernd ihre Gesichter, kein Wunder, dass sie immer faltiger wurden, je länger sie auf dem Planeten wandelten!

Nullsieben verfolgte die Wissensinfiltration, bis sein Kopfspeicher Überlastung meldete. Dann notierte er sich sorgfältig die Einstellungen der Empfangsanlage, befahl Große Reinigung und verschwand in der Grünen Reine.

Aus zeitlich-organisatorisch-technischen Gründen kann das nächste Kapitel erst in ca. 14 Tagen erscheinen, bitte nicht böse sein!

käfer

Es geht voran

Vorab:

Hallo, da bin ich wieder! Der häusliche Tapetenwechsel ist fast beendet, jetzt müssen "nur noch" Teppich und Möbel wieder dorthin, wo sie hingehören. Vorher gönne ich mir aber ein Püschchen und Euch das nächste Chap.

Vielen Dank an Eo-lahallia und Cornelius678 für die lieben Kommiss! Ging mir runter wie Sahnetorte!

@Eo-lahallia: *Ich hoffe, du hattest einen schönen Urlaub! Hast Du eigentlich mein Eulchen bekommen? Da kam nämlich ´ne Fehlermeldung...*

Und jetzt lassen wir "ihn" noch ein bisschen Fahren üben...

Er brauchte noch fünf Übungsstunden auf dem Parkplatz, bis er das Auto einigermaßen beherrschte und die Fahrübungen, die G. ihm aufgab, absolvierte, ohne den Motor abzuwürgen.

Am fünften Tag, seiner siebten Fahrstunde, fuhr er gerade im Zick-Zack-Kurs, als ein roter Kleinwagen einbog und mit Vollgas über den Platz raste. Kurz vor dem Bordstein bremste der Fahrer und drehte sich dabei um die eigene Achse.

G. schüttelte den Kopf. „Der spinnt wohl, der Bube! Halten Sie erst mal an!“

Sie beobachteten, wie der auffallend jugendliche Fahrer den roten Flitzer wieder beschleunigte und diesmal mit quietschenden Reifen eine enge Kurve beschrieb. „Der hat wohl ´ne Schraube locker?!“, schimpfte G. „Fahren Sie vor zur Ausfahrt und biegen Sie rechts ab.“

Er nickte, legte den Gang ein und fuhr los. Um zur Ausfahrt zu gelangen, musste er den ganzen Platz überqueren. Aus dem Augenwinkel heraus beobachtete er den roten Kleinwagen, der inzwischen Slalom fuhr.

Ein Kribbeln in der Magengegend vermittelte ihm das Gefühl, dass bald etwas Ungutes passieren würde. Tatsächlich schoss der Kleinwagen plötzlich auf ihn zu.

Er berechnete nicht den Punkt, an dem die Wagen aufeinanderprallen würden. Er überlegte nicht, was er tun konnte. Er schrie nicht. Er handelte instinktiv, arbeitete mit Meiers Händen und Füßen und brachte das Fahrschulauto mit einem rasanten Schlenker aus der Gefahrenzone.

„Wo haben Sie das denn gelernt?“, fragte G., während er ein Handy aus der Tasche zog und eine Nummer eintippte.

„Keine Ahnung“, antwortete er, „ich habe überhaupt nicht überlegt, was ich mache. Hätte auch schief gehen können.“

G. reagierte nicht; er sprach ins Handy, informierte die Polizei.

Wie gebannt starrte er den Fahrer des Kleinwagens an. Ein auffallend blasses Gesicht mit spitzem Kinn und nach hinten gekämmten hellblonden Haaren; der Junge war allenfalls sechzehn, siebzehn Jahre alt. Anscheinend hatte er G.'s Handy bemerkt, denn sein Gesicht verzog sich zu einer Grimasse; mit röhrendem Motor und quietschenden Reifen schoss er davon.

„Soll ich hinterher?“, fragte er.

„Bloß nicht!“ G. hob abwehrend die Hände. „Das ist Sache der Polizei, ich habe denen die Nummer durchgegeben.“ Der Fahrlehrer telefonierte noch einmal. „Wir machen jetzt unsere Fahrübungen weiter, aber erst einmal erzählen Sie mir, wie Sie das Ausweichmanöver hingekriegt haben.“

„Ich hatte plötzlich das Gefühl, dass es gleich krachen würde, aber was ich genau gemacht habe, weiß ich nicht.“

G. sah ihn mit einem sehr seltsamen Blick an.

„Bis zur Ausfahrt fahren, rechts abbiegen!“

Schreck lass´ nach, jetzt geht´s auf die Straße! Schon brach der Schweiß aus jeder einzelnen von Meiers Poren. Er packte das Lenkrad fester, atmete tief durch und versuchte sich an die Reihenfolge der Handlungen beim Abbiegen zu erinnern.

Ohne Kritik gelangte er an die Einmündung zur Hauptstraße. Er sollte links abbiegen. Von rechts kamen die Autos mit knapp hundert Sachen an; das Ortseingangsschild befand sich unmittelbar vor der Einfahrt. Nach links konnte er nicht allzu weit sehen. Woher sollte er wissen, wann er losfahren konnte?

Es hupte hinter ihnen.

Er beobachtete die Fahrzeuge, die von rechts kamen, zählte die Sekunden, die sie brauchten. Bis zur Rechtskurve musste frei sein, sonst würde er es nicht schaffen.

Aber was kam von links? Wieder Sekunden zählen.

Es hupte hinter ihnen laut und ausdauernd. G. sah sich um, schwieg aber.

Endlich! Er glaubte, dass alles frei war und fuhr genau in dem Moment an, in dem G. „Los jetzt!“ rief.

Gerade war er in seiner Fahrspur angekommen, als ein Kleintransporter herandonnerte. Uffff!

G. schickte ihn auf eine Runde durch W., sie benutzten ausschließlich die Hauptstraßen und bogen nur an ampelgeregelten Kreuzungen ab.

Er wunderte sich, wie viele Ampeln so eine kleine Stadt wie W. hatte und fragte sich, wer dafür sorgte, dass sie immer „Rot“ zeigten, wenn er kam.

Einzig und allein an der Einfahrt zur Siedlung gab es keine Ampel, aber er hatte Glück, die Straße war frei, er konnte abbiegen, ohne anhalten zu müssen.

„Den Berg hoch im zweiten Gang und mit viel Gas“, mahnte der Fahrlehrer. Und noch mal hatte er Glück; auf der schmalen Straße kam niemand entgegen.

„Geht doch“, meinte G., als er aufatmend den Motor abstellte. „Ich denke doch, dass Sie über kurz oder lang den Lappen in der Hand halten.“

Mit einem Seitenblick bedachte er den silbernen Škoda, der auf Meiers Parkplatz stand.

Die aufregende Fahrstunde verfolgte ihn bis in seine Träume. Immer wieder war er auf den Straßen von W. unterwegs. Immer wieder näherte er sich einer grünen Ampel, die im letzten Moment auf „Rot“ umsprang.

Seine Hände umkrampften etwas, was eigentlich das Lenkrad hätte sein müssen, sich aber mehr wie ein Besenstiel anfühlte.

Immer wieder sah er einen Kleintransporter auf sich zurasen. Er wollte ausweichen, lenken, aber das besenstielartige Ding reagierte nicht.

Mit klopfendem Herzen wachte er dann auf, drehte sich auf die andere Seite, träumte weiter.

Der rote Kleinwagen tauchte auf, kam auf ihn zu. Sein Ausweichmanöver wollte nicht gelingen.

Unmittelbar vor dem Aufprall schlug er die Augen auf, atmete tief durch, drehte sich auf die andere Seite, schlief ein und träumte das gleiche noch einmal.

Der Fahrer des Kleinwagens grinste ihn an, sein Gesicht kam näher und näher...

Es donnerte und er wachte auf. Draußen hatte inzwischen ein mittelprächtiges Unwetter begonnen, der Sturm heulte, Donner grollte, Blitze zuckten. Er zog sich die Decke über die Ohren.

Ein orangefarbener Blitz zuckte direkt bis in sein Gehirn. Er sah den blonden Jungen wieder, er trug nicht die olivgrün-braun gescheckte Jacke vom Vormittag, sondern die dunkelblaue, uniformähnliche Kleidung der Jugendlichen aus dem Schloss.

Er selber war ein kleines Kind und schaute zu dem Älteren auf. Der schien etwas zu erklären. Er bemerkte, dass noch mehr kleine Jungen im Kreis um den Blondem saßen und mit andächtigen Mienen zu ihm aufsahen. Er beendete seinen Vortrag.

Obwohl er nichts hören konnte – auch dieser Traum lief völlig geräuschlos ab – spürte er die angespannte Stille. Rechts neben ihm stand einer auf, sagte etwas und verschwand aus dem Blickfeld. Der große Blonde sprach kurz; zögernd standen noch zwei Kinder auf und gingen raus.

Außer ihm waren noch zwei andere übrig geblieben. Der Anführer drehte sich um, sagte ein Wort, dass eventuell „Kommt!“ hätte heißen können, denn die drei folgten ihm.

Sie befanden sich tatsächlich in dem alten Schloss und folgten dem Blondem durch schmale gewundene Gänge nach draußen. Es war Nacht. Er wusste, dass sie etwas Verbotenes taten, fühlte, dass es falsch war, dass er besser umkehren sollte, aber er tat es nicht. Mit zusammengebissenen Zähnen folgte er den anderen in den

Wald. Sie betraten einen schmalen Pfad, gingen in vielen Windungen einen Hang hinunter auf eine Lichtung.

Dort wartete eine schwarze Gestalt. Sein Gesicht schimmerte als heller Fleck in der Dunkelheit. Woher er wusste, dass dort keine Frau stand, wusste er nicht.

Der Blonde sank vor der dunklen Gestalt auf die Knie und beugte den Kopf. In dem hellen Fleck glühten rote Punkte dort auf, wo bei einem Menschen die Augen waren.

Er fühlte Furcht in sich aufsteigen und wäre am liebsten weggerannt, zwang sich aber, zu bleiben und der dunklen Gestalt ins Gesicht zu sehen. Inzwischen konnte er erkennen, dass der Dunkle einen Umhang trug, so ähnlich wie er selber.

Der Dunkle legte dem Blondem eine lange, hell schimmernde Hand auf die Schulter, worauf der Blonde aufstand, dem Dunklen zunickte und beiseite trat.

Der Dunkle bewegte sich, die roten Augen kamen näher, waren direkt über ihm. Aus den Falten des Umhanges kam die schmale weiße Hand hervor und näherte sich seinem Gesicht. Ihm fielen die ungewöhnlich langen dünnen Finger auf. Die Furcht ließ ihn erstarren.

Die unheimliche Gestalt war so nahe, dass er Einzelheiten erkennen konnte. Die roten Augen waren eher Schlitze, eine Nase gab es nicht, Lippen konnte er ebenfalls nicht entdecken. Was war das?

Kalte Fingerspitzen berührten sein Kinn. Der lippenlose Mund verzog sich zu einem kalten Lächeln. Dann legte ihm der Dunkle seine Hand auf den Scheitel. Eine Kältewelle zog von seinem Kopf hinunter bis zu den Zehen. Er unterdrückte wieder den Wunsch, wegzurennen.

Der Dunkle schien mit ihm zufrieden, er trat zurück, sagte etwas zu dem Blondem, auf den Lippen hatte er immer noch das kalte Lächeln.

Der Dunkle wiederholte die Prozedur bei dem zweiten kleinen Jungen. Der sank in sich zusammen, als die Finger des Dunklen ihn berührten. Die roten Augen glühten auf, der Dunkle schüttelte den Kopf und machte eine ärgerliche Handbewegung, worauf der Blonde wieder auf die Knie fiel. Möglicherweise bat er um Verzeihung.

Der dritte kleine Junge zitterte und schloss die Augen, als der Dunkle vor ihn hintrat, hielt aber durch.

Danach drehte sich der Dunkle um und löste sich in Nichts auf. Der Blonde packte den Versager beim Ohr und winkte den anderen beiden, ihm zu folgen.

Sie betraten das Schloss durch die gleiche Pforte, durch die sie es verlassen hatten und schlichen durch gewundene Gänge. Plötzlich spürte er, dass sie nicht allein waren; er wusste, dass es der Bärtige Alte war, der auf sie wartete und zupfte den Blondem am Umhang.

Mit ärgerlichem Gesichtsausdruck drehte der sich um.

Er gestikuliert, zeigte auf einen anderen Gang und flitzte ihn auch schon entlang, mit einigem Abstand gefolgt von den anderen.

Er verspürte Druck in der Blase und wachte auf.

Nachdenklich saß er im Bett und analysierte, was er da eben im Traum erlebt hatte. Er war sich sicher, dass der Blonde in sein Leben gehört hatte. Nicht der aus dem Auto von heute morgen, nein, der aus dem Traum, der dem aus dem Auto nur ein bisschen ähnlich sah...

Wer war der Dunkle mit den roten Augen gewesen? Er wusste, dass dieser Mann (war er wirklich einer?) eine ungeheure Bedeutung in seinem Leben gehabt hatte, aber welche?

Wer waren all diese Jungen? Wer war der Rotäugige? Wer war er selber?

Eines Tages sah ihn Dr. Schuppski nach einer Hypnosesitzung sehr ernst an. „Herr Meier, ich glaube Ihnen, dass sie ein anderer sind. So nach und nach kann ich eine Persönlichkeitsstruktur erkennen.

Aber wenn ich Ihnen helfen soll, wieder zu sich selbst zu finden, müssen Sie mir schon ALLES mitteilen, was Sie wissen.

Es ist mit durchaus nicht entgangen, dass Sie gelernt haben, zu steuern, was Sie mir unter Hypnose preisgeben und was nicht. Es nützt Ihnen aber gar nichts, wenn Sie etwas vor mir verbergen.“

Er fühlte sich wie ein ertappter Schuljunge, ein Zustand, der ihm sehr vertraut vorkam.

Schuppski strich sich eine nicht vorhandene Haarsträhne aus der Stirn, rieb sich das Kinn, strich sich eine nicht vorhandene Haarsträhne weg. Leise sagte er: „Ich weiß von Dingen, die so fremdartig, so merkwürdig, so... unnormal... sind, dass sie geheimgehalten werden müssen. Und ich vermute, dass auch Sie, ich meine

Ihr wahres Ich, von solchen geheimen Dingen weiß.

Versuchen Sie einfach, mir zu vertrauen. Wahrscheinlich kann ich Ihnen wirklich helfen, aber Sie *müssen* mir vertrauen.“

Schuppski schwieg, strich über seine Stirn, rieb sein Kinn, strich über seine Stirn,... .. und wartete.

Ihm wurde heiß in Meiers Körper, seine Gedanken überschlugen sich. Bluffte Schuppski? Er sprach von Vertrauen, aber konnte er ihm wirklich vertrauen? Der einzige Mensch, dem er bisher vertraut hatte, war er selber gewesen. Er selber und – ja, der alte Mann mit dem Bart. Der auf dem Turm, den er getötet hatte. Hatte er?

Er kämpfte noch eine Weile mit sich selber, dann berichtete er von dem Traum, der ihn in der letzten Nacht geängstigt hatte.

Es war eine Verfolgungsjagd gewesen und er hatte zu den Verfolgern gehört. Jäger wie Gejagte waren auf Besen in großer Höhe und mit wahnsinnigem Tempo über nächtliche Landschaften gerast.

Der, der vor ihm geflogen war, hatte seinen Holzstab hervorgezogen und ihn auf den Flüchtling weiter vorn gerichtet.

In dem Moment hatte er zwei Dinge gewusst: Der andere würde den Flüchtling töten und er selber musste das verhindern. Er zog seinen eigenen Stab hervor, wollte den vor ihm Fliegenden unschädlich machen. Aber der musste etwas geahnt haben, bewegte sich im letzten Moment zur Seite, und das, was eigentlich den Verfolger hätte treffen sollen, traf den Fliehenden, den er eigentlich hatte schützen wollen. Ein großer dunkler Fleck breitete sich dort aus, wo gerade noch ein Ohr gewesen war, der Flüchtling stürzte ab.

Er selber war schwer atmend und schweißgebadet erwacht und hatte nicht gewusst, was dieser Traum zu bedeuten hatte.

Schuppski schien besonders an dem Holzstab interessiert zu sein. Er stellte etliche Fragen darüber, die erkennen ließen, dass er Bescheid wusste. Aber er erklärte nicht, was es damit auf sich hatte.

Nach und nach erzählte er dem Psychologen etliches von dem, an das er sich erinnerte: angefangen von dem dreiköpfigen Hund und allen anderen seltsamen Tieren, über die Träume von dem alten Schloss mit dem bärtigen Mann, bis hin zu den düsteren Treffen und Ritualen. Jenen besorgniserregenden Traum von dem Turm sowie intimere Dinge verschwieg er aber.

Schuppski wuchsen steile Sorgenfalten auf der Stirn. So viel er auch strich und rieb, die Falten blieben.

Dann fing Schuppski an, zu fragen, ob ihm merkwürdige Dinge passiert seien, aber er wusste gar nicht, worauf der gute Doktor hinauswollte.

Schuppski gab keine Erklärungen ab und so blieb er zurück mit der Unsicherheit über die Bedeutung seiner Erinnerungen und Träume.

Wer war er? Was hatten die Holzstäbe für eine Bedeutung? Was hatte er getan?

Immer wieder die gleichen Fragen und immer noch keine Antwort darauf.

*Auf Eure Reviews freut sich
käfer*

Übrigens: Mich würde mal interessieren, ob jemand errät, in welcher Gegend die Geschichte spielt, denn all die abgekürzten Orte gibt's wirklich!

Stress

Vorab: *Wenn man nach dem Renovieren nur nicht so viel zu putzen und zu räumen hätte...*

Das letzte Kapitel ist schon ein Weilchen alt, aber ich sehe Licht am Horizont und gelobe Besserung!

Vielen Dank für die lieben Kommis!

@cornelius678 und Alandra: *Mal sehen, ob Ihr Recht habt mit Euren Vermutungen über Dr. Schuppski...*

@Eo-Lahallia: *Abwarten, was passiert! (Ich schicke die Eule noch mal los!)*

@noch mal Alandra: *Wuppertal ist von W. sehr weit entfernt und viel größer! (Einen Hinweis auf die Region habe ich im zweiten Kapitel gegeben.)*

Jetzt wenden wir uns lieber mal wieder "ihm" zu. Die Minna kommt nämlich wieder heim...

Endlich war es soweit, Minna sollte aus der Klinik entlassen werden. Er rief ihren ältesten Bruder Max an. Der war Rentner und hatte vormittags Zeit. „Ich hab keinen Grund, Euch zu chauffieren. Hättest du mal nicht solchen Blödsinn gemacht, hättest du deine Fleppe noch und könntest selber fahren.“ Tut-tut-tut-...

Danke schön. Du willst schon wieder mal Möbel gerückt haben, Max Beier.

Nächster Versuch bei Minnas Schwester Martha. Die war Hausfrau und hatte vormittags Zeit. „Also, ich glaube nicht, dass ich da Zeit habe... nein, da bin ich mit Linda zum Schwimmen verabredet. Tut mir Leid.“ Tut-tut-tut-...

Danke schön. Dein Blumenbeet kannst du selber umgraben.

Er versuchte es noch bei Minnas Lieblingscousine, ihrer Nichte, ihren beiden Neffen und einem anderen Cousin. Keiner hatte Zeit und er merkte sich genau, wer welche Ausrede vorgebracht hatte. Schließlich rief er Gusta an. „Muss das sein?“, fragte sie, „ich müsste nämlich extra frei nehmen.“ – „Na ja, von Minnas Leuten kann oder will keiner. Dann muss ich mir eben ein Taxi bestellen.“

„Bloß nicht, da wirst du nur über´s Ohr gehauen. Da fahre ich lieber meine geliebte Schwägerin, bevor ich zulasse, dass du diesen Räubern dein gutes Geld in den Rachen wirfst.“

Minna schaute ziemlich säuerlich drein, als sie sah, dass Gusta mit ihrem Kleinwagen vor der Klinik wartete. „Max war sein BMW zu schade für so eine Fahrt“, beantwortete er ihren unausgesprochenen Vorwurf. Minna schluckte und schwieg.

In den nächsten Tagen glich das Haus einem Taubenschlag. Als erstes stand Martha vor der Tür, mit einem leicht angewelktem Blumenstrauß.

„Kochst du mal Kaffee, Hermann!“, befahl Minna von der Couch aus. Er kochte, servierte, bediente.

Als sich Martha drei Stunden, vier Tassen Kaffee und zwei Stücken Torte später zum Gehen wandte, sagte sie wie nebenbei: „Du denkst doch an meinen Garten, Hermann, übermorgen?“

„Tut mir Leid, Martha, aber ich kann nicht kommen. Ich muss mich um Minna kümmern.“

„Tsü“, machte Martha und Minna rief von drinnen vorwurfsvoll: „Hermann!!!“

Er drehte sich um und fragte: „Wie willst du mit deinem Fuß herumlaufen, Essen kochen und Bier aus dem Keller holen? Thorsten und Eric haben sich zum Essen angemeldet, schon vergessen?“ Er wandte sich an Martha: „Vielleicht kann ja Fritz das mal machen oder du fragst Thorsten oder Eric.“

Martha presste die Lippen aufeinander und stöckelte ohne Gruß davon.

Minna schimpfte ein bisschen mit ihm. Er könne doch ihre Schwester nicht so vor den Kopf stoßen.

„Ich bin ein Mensch, kein Hauself“, brummte er und spülte das Geschirr.

Am nächsten Tag fuhr Max vor. Sein auf Hochglanz polierter Wagen parkte so vor der Haustür, dass man über das Grundstück der Schmitts laufen musste, wenn man zu Meiers wollte. Herr Schmitt schimpfte dementsprechend mit dem Postboten.

„Wenn du dein Auto nicht wegfährst, mache ich es eben selber.“ Er griff nach dem Schlüssel, den Max gut sichtbar auf den Tisch gelegt hatte. Das wirkte.

„Spinnst du, Hermann?“, fragte Minna. Er grinste nur.

Aus den „paar Minuten“, die Max bleiben wollte, wurden drei Stunden, in deren Verlauf die Pizzavorräte bedenklich schmolzen.

Am vierten Tag tauchten Minnas Kolleginnen zum Vormittagskaffee auf. Mussten die gar nicht arbeiten? Sie mussten und gingen so wieder weg, dass sie pünktlich zur Mittagspause kamen.

So ging das weiter. Minnas gesamte Verwandtschaft und Bekanntschaft kam zum Krankenbesuch, äh, Durchfuttern. Und wenn niemand da war, scheuchte Minna ihn durchs Haus. „Hermann, hol dies, mach das, ich brauche jenes.“ Er fragte sich, ob sich die Hauselfen, die Dienergeschöpfe seiner Welt, wohl auch so mies fühlten wie er jetzt.

Als die beiden Kolleginnen innerhalb von zwei Wochen zum dritten Mal auftauchten, servierte er den Kaffee mit den Worten: „Bitte sehr, die Damen, Hausdiener Hermann steht zu Diensten“, was ihm einen bitterbösen Blick von Minna eintrug.

Kaum waren die beiden Kichererbsen weg, brach ein handfester Streit aus. Minna überschüttete ihn mit Vorwürfen, keifte, schrie, schimpfte ihn schließlich gar einen Faulpelz. Das war zuviel. Hatte er bisher noch mit zusammengepressten Kiefern halbwegs ruhig dagestanden, begann er nun, vor Zorn zu kochen. Er fühlte das Blut in den Schläfen pulsieren, ballte die heißen feuchten Hände zu Fäusten und sagte mit eiskalter Stimme: „Ich habe meine Fahrstunden und meine Arzttermine für dich abgesagt. Ich bin jeden Tag zwölf Stunden und mehr auf den Beinen. Du schickst mich vom Keller auf den Boden und wieder zurück. Ich bediene deine Gäste. Ich kaufe ein, putze, koche, bügle sogar.“ Er trat näher an sie heran, beugte sich vor. „Überlege dir gut, was du sagst. Du nennst mich faul, dabei liegst du den ganzen Tag da und machst nicht einmal die Gymnastik, die du machen sollst. Vergiss nicht, dass du in MEINEM Haus auf MEINER Couch liegst und dass sich das schnell ändern kann.“

Ohne ein weiteres Wort drehte er sich um und ging zum Telefon. Er rief Dr. Schuppski und die Fahrschule an und machte die Terminabsagen rückgängig. Dann zog er Jacke und Schuhe an und marschierte zu Gusta. Die staunte nicht schlecht, dass ihr Bruder ohne Vorwarnung und überhaupt vor der Tür stand.

Gusta half ihm mit Tee mit Schuss und guten Worten wieder auf die Beine; sie verabredeten sich für den nächsten Samstag mit Gusta, ihrem Mann sowie Klaus und seiner Frau zu einer Geschwisterparty. Er war zwar nie ein geselliger Mensch gewesen, sagte aber zu, schon allein, um Minna zu ärgern.

Minna sprach an diesem Abend kein Wort mehr, aber als er am nächsten Tag die Party ankündigte, wollte sie schon wieder aufbrausen. „Stop!“, rief er. „Seit du wieder daheim bist, hattest du jeden Tag Besuch, den ich bewirten musste. Jetzt sind mal meine Geschwister dran. Basta!“

„DEINE Geschwister?“, fragte sie provozierend.

„Egal. Sie sind eingeladen.“

Minna versuchte, die Feier zu sabotieren, schützte Kopfweh vor. In weiser Voraussicht hatte er Kühlkissen im Gefrierschrank deponiert und Zitronen gekauft. Er kochte einen extrastarken Kaffee, versetzte ihn mit reichlich Zitronensaft und brachte Minna das Gebräu ins Schlafzimmer, wohin sie sich zurückgezogen hatte.

Nachdem sie innerhalb einer Viertelstunde dreimal nach Hermann gerufen hatte, ging Gusta nach oben und sprach ein paar deutliche Worte. Danach war Minna still und es wurde ein vergnüglicher, ziemlich feuchter und sehr langer Abend.

Gähmend schlurfte er in die Küche. Er zog die Jalousie hoch, draußen war alles grau in grau, es nieselte. Da würde er Minna wohl kaum zu einem Spaziergang überreden können; wahrscheinlich musste er wieder alleine gehen.

Er schob die Brötchen in den Ofen, füllte den Wasserkocher und griff auf seine linke Seite. Was suchte er dauernd dort? Den Holzstab?

Kopfschüttelnd steckte er den Stecker in die Dose und schaltete ein. Dann holte er den Eierkochapparat hervor, piekte die Eier an, steckte den Stecker in die Dose.

Er gähnte noch einmal, deckte den Tisch, stand da und überlegte, was er als nächstes tun wollte. Das letzte Schnäpschen gestern schien zuviel gewesen zu sein; seine Augen brannten, im Schädel spürte er einen dumpfen Druck.

Ein leises „Plopp“ ertönte. Er erschrak und wirbelte herum. Wer kam denn jetzt?

Niemand da. Er lief ins Wohnzimmer, schaute im Flur nach, er war allein. Minna rumorte im Bad,

ansonsten war alles ruhig. Beunruhigt kehrte er in die Küche zurück. Er wusste, dass dieses „Plopp“ eigentlich ankündigte, dass jemand in der Nähe aus dem Nichts aufgetaucht war. Aber warum sah er dann niemanden? Wer war da gekommen? Warum? Wollte ihn jemand holen? Warum sollte ihn jemand holen? Wer sollte ihn holen?

Da sah er die Bescherung und atmete auf. Eins der Eier war geplatzt. Erleichtert zog er den Stecker und beseitigte die Sauerei. Allmählich begannen die furchtbaren Erinnerungen an seinen Nerven zu zerren. Wenn er wenigstens wüsste, wer er war! Wenn er wenigstens einen einzigen Namen wüsste!

Den ganzen Tag war er unruhig, nicht bei der Sache, nervös.

Er grübelte und versuchte, die Erinnerungen, die er hatte, zusammensetzen und ihre Bedeutung zu erkennen. Und genau daran scheiterte er: Die Bedeutung der einzelnen Puzzleteile blieb ihm verborgen.

Er erzählte Dr. Schuppski nichts von der Sache mit dem Ei und seiner Vermutung, jemand wäre eingedrungen; der Doktor dachte doch sowieso, er sei völlig verrückt.

Und nun wird es Zeit, mal nach Nullsieben zu schauen, ich glaub', er hat einen Arbeitsbericht geschickt...

Arbeitsbericht

Von: Nullsieben, Station 0815, Planet 2381793

An: Nummer Eins, Basis, irgendwo im Universum

Es ist gelungen, mit unserer Empfangsanlage die Wissensinfiltration des Planeten 2381793 zu empfangen. Um soviel wie möglich über die Bewohner zu erfahren, infiltrierte ich während jeder Umdrehung so lange, bis mein Hirnspeicher Überlastung meldet.

Von: Nullzwo, Basis, irgendwo im Universum

An: Nullsieben, Station 0815, Planet 2381793

Dazu wirst du nicht lange brauchen, bei deiner verminderten Speicherkapazität!!!

Von: Nummer Eins, Basis, irgendwo im Universum

An: Nullsieben, Station 0815, Planet 2381793

Lassen Sie die Wissensinfiltration sein! Ihre Aufgabe ist klar: Finden Sie Objekt 13!

„Zkind rrrfffzzzmmm kkkllllpppdrrr gggggffffcccttt!“

(Das übersetzen wir lieber nicht.)

Da hatte Nullsieben nun erwartet, endlich mal ein Lob zu empfangen, aber nein, Nullzwo machte sich lustig und Nummer Eins meckerte nur.

Fffppppppggggg!

Nullsieben drehte an den Knöpfen der Empfangsanlage. Ah, zwei männliche Individuen, groß, rundlich und mit schwarzer Gesichtsbehaarung der eine, kleiner, glattgesichtig, gelbhaarig der andere, führten vor, wie man sich ohne Werkzeuge gegen mehrere Bösewichter verteidigte. Es dauerte nicht lange, und alle Angreifer lagen auf dem Boden.

Ahnt jemand, welches "Wissen" Nullsieben da "infiltrierte"?

Potter

Vorab: *Vielen Dank an meine Stammler für die lieben Kommis!*

@Alandra: *"Der Kandidat hat 100 Punkte!" - Habe tatsächlich diese beiden gemeint. / Wo Snapes Körper abgeblieben ist? Mal sehen!*

@Eo-Lahallia: *Wenigstens einer, der Mitleid mit Nullsieben hat. Übrigens: ich bin auch froh, dass "er" inzwischen die Kurve gekriegt hat, was Minna betrifft. / Vielen Dank noch für die prompte Antwort, war noch im Netz, als die Eule geflogen kam.*

Und jetzt viel Spaß mit einer neuen Fahrstunde!

Es war wenig Verkehr an diesem Mittwochvormittag. Er hatte G. gebeten, bei jeder Fahrstunde eine andere Strecke zu wählen und fragte sich, wohin es diesmal gehen sollte.

„Links abbiegen, wir fahren heute mal übers Land.“

Er betätigte den Blinker und fuhr auf die linke Spur. Die Ampel sprang von Grün auf Gelb, dann auf Rot. Er nahm Meiers Fuß vom Gaspedal und setzte ihn auf die Bremse, ließ das Auto rollen, so wie G. es ihm gezeigt hatte.

Während er abzuschätzen versuchte, wann er die Bremse durchtreten musste, fuhr auf der Hauptstraße ein Lastzug mit Hänger vorbei. „Spedition Potter“ stand in altertümlichen Buchstaben auf der Plane. *P o t t e r*? Ein ganzes Gewitter begann in seinem Kopf, Bilder zuckten wie Blitze durch sein Gehirn, ohne dass er auch nur eines richtig erkennen konnte.

Plötzlich gab es einen Ruck, er wurde etwas nach vorn geschleudert und vom Sicherheitsgurt aufgefangen. „He, was war das denn? Es ist ROT!“, schimpfte G.

Die Worte des Fahrlehrers drangen nicht bis zu ihm durch. Er wiederholte den Namen: Potter. Eine Flut von Erinnerungen brach über ihn herein, seine Hände umkrampften das Lenkrad, Schweißperlen rannen über sein Gesicht.

„Ist alles in Ordnung?“, fragte G. „Geht es Ihnen nicht gut? Sollen wir abbrechen?“

„Nein, nein, alles in Ordnung. Ich habe mich nur eben sehr gewundert, dass es hier eine Spedition Potter gibt. Ich kannte mal jemanden, der Potter hieß und ein Fuhrgeschäft aufmachen wollte. Da dachte ich...“

G. schüttelte den Kopf. „Sie meinen den Lastwagen von eben? Die Spedition heißt `Poller` mit zwei l, nicht Potter.“

„Ach so?“ Er quälte aus Meiers Kehle einen Lachen-ähnlichen Ton. „So was, ich habe Potter mit t gelesen.“

Die Ampel sprang auf Grün, er ließ die Kupplung kommen und fuhr an, nur um sofort heftig auf die Bremse zu drücken, weil von rechts noch ein schwarzer Mercedes herangezischt kam und abbog.

„Gute Reaktion“, lobte G.

Knapp anderthalb Stunden später stieg er vor Meiers Haus aus dem Auto, schwitzend und mit weichen Knien. Diese Fahrstunde war fast so anstrengend gewesen wie die allererste. Er hatte noch genug mit Kupplung, Gas und Bremse zu tun und die Kombination von gucken, blinken, lenken erforderte volle Konzentration; dazu war heute noch gekommen, dass er die Erinnerungen zurückdrängen musste.

Er duschte und beschloss dann, sich mit einer Kanne Tee auf die Terrasse zu setzen.

Er füllte den Wasserkocher, griff in die Brusttasche und spürte wieder die Enttäuschung, dass er dort nicht fand, was er zu finden erhoffte.

Die Teeblätter waren mit Bergamotte aromatisiert, etwas, das ihn anregte und das Verarbeiten der Erinnerungsbilder förderte. Da hatte Minna beim Einkaufen ausnahmsweise mal einen Glücksgriff getan.

Er spannte den Sonnenschirm auf, platzierte die Gartenstühle darunter und legte die Füße hoch. Nach der ersten Tasse Tee lehnte er sich zurück und schloss die Augen. Es dauerte nicht lange, und die Bilder kamen.

„Potter“ war der erste Name, an den er sich erinnerte. „Potter“ musst jemand sein, der auf sein Leben bedeutenden Einfluss gehabt hatte...

Er wunderte sich nur, dass er zwei verschiedene Personen vor sich sah: Der eine trug mönchskuttenähnliche Kleidung und hatte eine silberne Brille auf der Nase, durch die nichtssagende braune Augen blickten. Das Gesicht des anderen war schmaler, hinter einer dunkel gerahmten Brille blickten ihn leuchtend grüne Augen an. Auf der Stirn glühte eine blitzförmige Narbe. Mit beiden verband er den Namen „Potter“ und es dauerte eine Weile, ehe er begriff, dass es zwei verschiedene Personen waren, Vater und Sohn. Aber er hatte sie beide als Kinder kennengelernt...

Da war wieder dieses alte Schloss, das er so liebte. Kinder und Jugendliche eilten oder bummelten durch die Gänge, sie hatten alle diese komischen Kleider an. Er befand sich mitten unter ihnen, eine Tasche voller Bücher drückte auf seine Schulter...

... Er saß zusammen mit anderen Kindern in einem größeren Raum, immer zwei an einem Pult. Eine Schule! Das alte Schloss war eine Schule, seine Schule!

Vorn stand eine strengblickende Dame in den mittleren Jahren. Sie sprach, aber er hörte nichts. Wirklich dumm, dass alle diese Erinnerungsbilder und Träume stumm waren. Er sah, wie sich Münder bewegten, aber er verstand kein Wort.

Die anderen Gestalten in der Klasse sowie die Lehrerin waren ihm vertraut, aber nur von Potter wusste er den Familiennamen. Der Vorname wollte ihm nicht einfallen, so sehr er sich auch bemühte.

Wie auf Kommando griffen alle in Höhe der Brust in ihre Kleidung und holten Stäbe heraus, die sie über Kieselsteinen schwenkten...

Wieder ein Klassenraum, immer noch das alte Schloss. Jetzt stand er vor den Schülern, Potter, der jüngere kam auf ihn zu. Er sah ihm in die grünen Augen.

Plötzlich holte Potter seinen Stab aus den Kleidern, zielte auf ihn, rief etwas und er wurde durch die Luft geschleudert und landete unsanft auf dem Allerwertesten. Peinlich, vor der ganzen Klasse!!!...

Wie ein Blitzstrahl trafen ihn ein paar Erkenntnisse gleichzeitig:

Potter und Potter waren Zauberer!

Die alte Schlossschule war eine Zaubererschule!

Er war dort Schüler gewesen, später Lehrer, sogar Schulleiter!

Potter senior war sein Mitschüler, Potter junior sein Schüler gewesen!

Ein Lehrer in einer Zaubererschule war selbst ein Zauberer!

Schlussfolgerung: Er war ein Zauberer!

Das erklärte auch den regelmäßigen Griff zur Brusttasche – dort erwartete er, seinen Zauberstab zu finden, den Meier natürlich nicht hatte. Wo war sein Körper? Wer war er? Konnte er zaubern, obwohl er in Meiers Körper steckte? Wo war sein Zauberstab? Wer waren die anderen Leute aus seinen Erinnerungen? Kam er je wieder zurück? Was war passiert?

Fragen über Fragen und keine Antwort darauf.

Übrigens: *Es gibt tatsächlich eine Spedition Poller, deren Schriftzug ein bisschen aussieht wie "Potter". Nun ratet mal, was mich zu diesem Kapitel inspiriert hat...*

Meditationen, Streitereien, Wildwechsel

Vorab: *Vielen Dank an Eo-Lahallia und Loonja für die lieben Kommis!*

Es geht weiter!

Es war, als hätte der Lastwagen eine Lawine ausgelöst. Wann immer es ihm gelang, seinen Geist von der Last des Alltäglichen zu befreien und Meiers Körper zu entspannen, stellten sich die Begleiter seiner Vergangenheit vor. Als erstes erinnerte er sich an das rothaarige Mädchen. Hand in Hand mit dem älteren Potter erschien sie ihm. Dabei hatte er Lily Evans kennengelernt, lange bevor sie zusammen nach Hogwarts kamen. Ja, so hieß das alte Schloss – Hogwarts-Schule für Hexerei und Zauberei. Und die Schüler wurden mit einem Sonderzug, dem Hogwarts-Express, dorthin gebracht. Beim ersten Mal hatten sie zusammen in einem Abteil gegessen, danach nie wieder.

Ein alter Zaubererhut, der sprechen konnte wie ein Mensch, hatte die Schüler in verschiedene Gruppen eingeteilt. Er war dorthin gekommen, wo er überhaupt nicht hingewollt hatte: nach Slytherin. Das Wort hallte in seinem Gedächtnis, so wie es damals in dem großen Saal gehalten haben mochte. Damit war die Freundschaft zu Lily zum Scheitern verurteilt. Voller Sehnsucht hatte er zum Gryffindor-Tisch hinübergeblickt, wo Lily zwischen diesen Typen aus dem Zugabteil saß – Sirius Black und James Potter.

Klar, dass Lily sich irgendwann James zuwandte. Der war hübsch, fröhlich, bei den Lehrern beliebt und noch mehr bei den Mädchen. Es hatte Zickenkrieg gegeben im Hause Gryffindor, als sich herumsprach, dass James Potter mit Lily Evans zusammen war...

Leider hatte er wenig Gelegenheiten, sich so zu entspannen, dafür sorgte Minna tagtäglich. Er hatte sich eine CD gekauft, auf der Vogelgezwitscher mit entspannender Musik untermalt war. Als er die Scheibe das erste Mal eingelegt hatte, hatte Minna lange und höhnisch gelacht und dann gesagt: „Und ich dachte immer, solches Gedudle wäre nur etwas für neurotische Hausfrauen, die ihre Wehwehchen pflegen! Mich jedenfalls regt das auf und es wäre gut, wenn du mal ein bisschen Rücksicht auf mich nehmen würdest. Schließlich nehme ich auch auf dich Rücksicht und ertrage deine Launen.“

„Ach ja, tust du das?“, hatte er gegifftet und schon war der schönste Streit im Gange gewesen.

Am Samstagabend sah Minna im Fernsehen eine volkstümliche Musiksendung und himmelte den jungen, blondgelockten Moderator an. „Ach“, seufzte sie, „ist der nicht süß?“

„Brrr“, machte er; blonde Locken waren für ihn mit unangenehmen Erinnerungen verbunden. Er setzte sich die Kopfhörer auf und machte es sich auf der Couch bequem, so dass er den Fernseher nicht sah. Er hatte es noch nicht geschafft, die Gedanken an eine peinliche Begegnung beim Einkaufen (er hatte Meiers „Sandkastenliebe“ getroffen und natürlich nicht erkannt) aus seinem Hirn zu verbannen, da zog Minna ihm den Kopfhörer vom Ohr und sagte: „Wie wäre es, wenn wir heute mal eine Flasche Wein trinken?“

„Und dann hast du morgen wieder Kopfschmerzen“, brummte er und dichtete das Ohr wieder ab.

Sie machte es wieder frei und sagte fordernd: „Ich habe aber Appetit!“

Er bedachte sie mit einem tödlichen Blick, den sie ignorierte. Also stieg er in den Keller, suchte eine Flasche französischen Rotwein und goss ein. Vielleicht war es ja gar nicht so schlecht, wenn Minna am Sonntag Kopfschmerzen hatte. Dann blieb sie wahrscheinlich im Bett und er konnte sich seinen Erinnerungen widmen...

Sein Plan ging auf. Ein halber Liter Rotwein war wesentlich mehr, als Minna vertragen konnte. Am Abend redete sie wirr, in der Nacht schnarchte sie wie zehn Holzfäller, am Morgen stöhnte sie, als läge sie im Sterben. Das alles nahm er in Kauf, brachte ihr ein Katerfrühstück ans Bett und ließ sie ansonsten in Ruhe. Den Vormittag verbrachte er damit, den wackligen Stuhl zu reparieren, der vor ein paar Tagen ordentlich geknackt hatte, als Minna sich hatte darauffallen lassen.

Das Sonntagsessen bestand aus einer Tütensuppe; wozu sollte er sich Mühe geben, Minna meckerte doch sowieso über seine Kochkünste. (Das war der einzige Punkt, an dem er zugeben musste, dass sie recht hatte –

zum Kochen hatte er noch weniger Talent als zum Bügeln.) Nach dem Abwasch versicherte er sich, dass Minna schlief, dann legte er die Vogelstimmen-CD ein, verbannte alle Gedanken aus seinem Hirn und wartete.

Zunächst geschah nichts. Er starrte aus dem Fenster. Auf der anderen Talseite fuhr eine Dampflok vorbei; weiße Wolken stiegen auf, das typische Dampflok-Tuten ertönte.

Der Hogwarts-Express fuhr ein. Von seinem Wohnzimmer aus beobachtete er, wie die Schüler ausstiegen, auf dem Bahnsteig durcheinanderwuselten und dann in die Kutschen stiegen. Hagrid kam mit den Erstklässlern über den See gefahren. Alle verschwanden im Schloss. Er wandte sich zum Gehen. Aus dem Augenwinkel heraus nahm er wahr, dass sich am Himmel etwas Großes bewegt hatte. Er trat zurück ans Fenster und sah ein Auto vorbeifliegen. Moment mal, war das nicht die Karre von Arthur Weasley? Undeutlich konnte er zwei Personen in dem Wagen erkennen. Der rothaarige musste ein Weasley-Spross sein, von dem anderen sah er nicht viel. Er eilte hinunter in die große Halle, lugte durch eine Tür, vergewisserte sich. Aha, seine Vermutung war richtig, am Gryffindor-Tisch fehlten Ronald Weasley und der berühmte Harry Potter. Also war der Bericht im Abendpropheten doch keine Ente! Ha, das gab Ärger für die beiden! Er rieb sich die Hände, stellte sich in einen dunklen Winkel und wartete. Nach einer Weile spürte er die beiden Helden näherkommen. Auf leisen Sohlen schlich er sich heran und lauschte.

Dummerweise erinnerte er sich nicht an das, was sie gesagt hatten. Er wusste nur noch, dass er sie gegriffen und in sein Büro geschleppt hatte. In den Gesichtern der Jungen konnte er erkennen, dass sie mit dem schlimmsten rechneten: Schulverweis. Aber Albus Dumbledore und Minerva McGonagall verhinderten das, sehr zu seinem Leidwesen. Und dann hatte er sich auch noch mit Gilderoy Lockhart herumstreiten müssen, weil der Potter für die Strafarbeit beanspruchte. Was sollte Potter damals tun? Ach ja, Adressen schreiben für die Fanpost des Autoren Lockhart. Er hatte seine Zweifel gehabt, ob es Potter gut tun würde, mit dem Lackaffen zusammen zu sein...

Die Bilder wechselten. Er saß in seiner Klasse im Kräuterkundeunterricht. Professor Sprout referierte über die Wirkung bestimmte Pflanzen, er schrieb mit, dass die Tinte spritzte...

...Er erinnerte sich an weitere Begegnungen mit dem Rotäugigen und wusste, dass der sich selbst der Dunkle Lord Voldemort genannt hatte. Fast niemand hatte gewagt, den Namen „Voldemort“ auszusprechen, so viel Angst hatten alle. Viel später erst hatte er von Albus Dumbledore den wahren Namen und die Herkunft des Schwarzen Magiers erfahren – Tom Riddle, ein Halbblut, aufgewachsen in einem Londoner Waisenhaus...

...Er befand sich daheim in der Küche; es waren Ferien. Seine Mutter bügelte. Stundenlang bügelte sie, obwohl ihr die Knie schmerzten und die Knöchel geschwollen waren. Morgens lief sie hinauf in die Siedlung der Angestellten, ging von Tür zu Tür und fragte nach Bügelwäsche. Abends brachte sie die feinen Hemden und Blusen glattgebügelt und akkurat gefaltet wieder zurück. Was sie dafür bekam, war lächerlich wenig im Vergleich zu den vielen Stunden, die sie gearbeitet hatte. Er hasste es, wenn seine Mutter für andere bügelte. Sie selber konnte sich keine schönen Kleider kaufen...

... Horace Slughorn schob seinen dicken Bauch durch die Bankreihen zu Peter Pettigrew, der reglos am Boden lag, nachdem sein Kessel explodiert war...

...Voller Ehrfurcht betrat er das Magical Arts College in Cambridge. Professor Thunderstorm begrüßte die neuen Studenten und hielt ihnen einen langen Vortrag über die Ehre eines Tränkemeisters. Da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen – er war Zaubertränkelehrer gewesen in Hogwarts, durfte sich sogar Tränkemeister nennen...

Was er aber immer noch nicht wusste, war sein eigener Name. Noch waren seine Erinnerungen bruchstückhaft und zusammenhanglos, auch wenn ihm jetzt zu fast allen Personen, die ihm in seinen Erinnerungen begegneten, die Namen einfielen. Und noch ein Fortschritt war ihm aufgefallen: dann und wann hörte er Geräusche und verstand Worte. Vielleicht fand er sich ja eines Tages doch selbst wieder, Hoffnung keimte in ihm auf.

Jäh wurde er aus seinen Erinnerungen gerissen. „Das kann doch nicht wahr sein! Der Herr liegt hier und träumt vor sich hin, dabei ist es längst Kaffeezeit! Beweg dich!“

Minna stand breitbeinig vor ihm. Sie hatte die Hände in die Hüften gestemmt, ihr Gesicht war krebsrot, das Haar stand ihr wirr nach allen Seiten ab. Ein lächerliches Bild. Er unterdrückte ein Grinsen.

„Wie wäre es, wenn du mal Kaffee kochst, während ich den Tisch decke?“, fragte er in seinem lebenswürdigsten Ton. Er hatte keine Lust zum Streiten, Minna dagegen schien auf Zank aus. Sie fragte in

scharfem Ton: „Hast du eigentlich heute was Nützliches gemacht? Oder hast du mir mit Absicht gestern so viel Wein gegeben, damit du heute deine Ruhe hast und träumen kannst?“

Er presste Meiers Zähne aufeinander, bis sie knirschten.

„Falls es dir entgangen sein sollte, es ist Sonntag“, entgegnete er kalt. „Und im übrigen haben die Träumereien einen Sinn. So langsam erinnere ich mich nämlich an mein Leben. Aber das interessiert dich wahrscheinlich nicht, oder?“

„Also gut, an was erinnerst du dich?“, fragte sie in gelangweiltem Ton.

„An meine erste Freundin“, erwiderte er lauernd.

„Schön“, antwortete sie, „ich habe jetzt Appetit auf Kaffee und Kuchen.“ Sie machte einen Schritt in Richtung Küche, rief „Au!“, ließ sich in den Sessel plumpsen und hielt sich den Knöchel.

‘Blöde Kuh’, dachte er und kochte Kaffee. Dabei verzählte er sich absichtlich, der Kaffee geriet ausgesprochen dünn. Für sich selber bereitete er Tee, den Kuchen rührte er nicht an, ihm war der Appetit vergangen. Mochte Minna fressen, bis sie platzte!

Schon griffen ihre fetten Finger nach dem letzten Kuchenstück, da zog sie die Hand zurück. „Du willst mich vergiften! Hast was in den Kuchen getan! Aber so dumm bin ich nicht. Hier, dein Stück. Das isst du jetzt vor meinen Augen auf!“

„Du liest zu viele schlechte Krimis!“, schnarrte er und mampfte lustlos den Kuchen in sich hinein. Über eines brauchte er sich wohl keine Gedanken mehr zu machen: diese Minna Meier interessierte sich einen Dreck für seine Vergangenheit, er würde nicht gezwungen sein, zu lügen. Denn Minna Meier gehörte zu der Sorte Muggel, die auf gar keinen Fall etwas über die Existenz der Zauberer wissen durfte. Vage erinnerte er sich daran, dass die Welt der Zauberer vor den Muggeln verborgen bleiben musste – auf die Verletzung des Geheimhaltungsgesetzes standen drastische Strafen.

Mehr Gedanken musste er sich darüber machen, was er Dr. Schuppski mitteilte. Der schien Bescheid zu wissen, oder doch nicht? Geäußert hatte er sich jedenfalls nicht, aber gewisse Fragen ließen erkennen, dass er eingeweiht sein könnte. Am Ende war Julius Schuppski ein Zauberer? Sollte er ihn fragen?

Den ganzen Nachmittag wurde er argwöhnisch von Minna beobachtet. Als er vom Klo kam, fragte sie lauernd: „Ist dir schlecht?“

Er holte tief Luft und wollte lospoltern, besann sich aber. „Ich war nur pinkeln, das musste sein. Hör mal, ich habe deinen Kuchen nicht vergiftet und den Kaffee auch nicht. Ich trinke nun mal lieber Tee.

Übrigens hätte ich durchaus ordentlichen Kaffee gekocht und den Tisch gedeckt, wenn du nicht gleich losgekeift hättest.

Und was nützliches habe ich heute selbstverständlich auch gemacht, nämlich den Stuhl repariert. Du kannst dich wieder draufsetzen, ohne Angst zu haben.“

Minna war still. Zur Versöhnung bereitete er freiwillig das Abendessen, auch wenn er der Meinung war, dass sie ruhig den ersten Schritt hätte tun können.

Am Abend gingen sie zeitig zu Bett. Minna gestattete ihm tatsächlich ein paar Zärtlichkeiten, er heizte ihr ordentlich ein, sie kam zum Höhepunkt, stöhnte, schrie. Dann zogen sie sich die Decken über die Ohren. Er schlief tief und traumlos bis zum Montagmorgen. Sein Tagewerk (Abwaschen, Staubsaugen, Einkaufen) erledigte er ohne störende Grübeleien.

Am späten Nachmittag holte G. ihn zu einer weiteren Fahrstunde ab. „Zur Arbeit fahren“, so lautete die Aufgabe.

Nach einer halben Stunde parkte er zügig auf Meiers Parkplatz neben dem Pförtnerhäuschen ein und G. hatte gar nichts zu meckern.

Als nächstes sollte er nach R. auf die Autobahn fahren, den Weg dahin hatte er selbst zu finden. Ohne Probleme kam er bis in das Städtchen. G. schwieg die ganze Zeit, was ein gutes Zeichen war. Aber dort, wo es nach rechts zur Autobahn gegangen wäre, musste er links abbiegen. G. lotste ihn ins Zentrum und ließ ihn vor einem Blumenladen halten. Er entschuldigte sich und verschwand im Geschäft. Nach ein paar Minuten kam er mit einem Riesenstrauß roter Rosen zurück, den er auf den Rücksitz warf. „Muss heute vor meiner Frau auf die Knie fallen. Habe doch tatsächlich gestern den Hochzeitstag vergessen.“

Er grinste. Minna hatte ihm die Hochzeitstagszeremonie genau erklärt; sie würde schon dafür sorgen, dass er den Termin nicht vergaß. Er drehte den Zündschlüssel, machte den Motor jedoch gleich wieder aus und

erstarrte.

G. sah ihn fragend an.

„Verdammt, Minna hat übermorgen Geburtstag und ich habe nicht die Spur einer Ahnung, was ich ihr schenken könnte.“

„Sie hat schon alles“, setzte er erklärend hinzu.

Jetzt war es an G., zu grinsen. „Auf die Autobahn und ab nach Hause!“, ordnete der Fahrlehrer an.

Er startete den Motor, fuhr aus der Parklücke. Die Auffahrt musste sich irgendwo rechts hinter ihnen befinden, dennoch ignorierte er die schmale Einbahnstraße rechts und blieb auf der etwas breiteren Einkaufsstraße. Seine Geduld wurde belohnt, schon an der nächsten Kreuzung verkündete ein Schild, das es zur Autobahn nach rechts ging.

G. sagte plötzlich: „Schenken Sie Ihrer Frau doch ´n Schmuckstück, ´n Ring oder eine Kette oder so was. Klunker können die Weiber nie genug haben.“

Schmuck wäre das letzte, was er Minna schenken würde. Sie besaß mindestens zehn Ketten, und an jedem ihrer Wurstfinger prangte ein breiter Ring... Genau wie bei Dolores Umbridge, fiel ihm ein, die hatte auch die Finger voller hässlicher Ringe. Old Umbridge mit ihrem Klemmbrett – die hatte für ausreichend Ärger in der Schule gesorgt. Welchen Posten würde sie wohl jetzt im Zaubereiministerium bekleiden, nachdem es die Registrierungskommission für Muggelstämmige nicht mehr gab? Er brauchte sich wahrscheinlich keine Gedanken darüber zu machen, wer weiß, ob er jemals wieder in der Lage war, das britische Zaubereiministerium zu betreten.

Er verdrängte die unangenehmen Gedanken und konzentrierte sich auf den Verkehr. Viel war nicht los an diesem Montagabend. Auch die Dunkelheit und die Lichter der entgegenkommenden Fahrzeuge störten ihn nicht. In seinem eigenen Leben war er oft nachts unterwegs gewesen und wenn er sich gefürchtet hatte, dann nicht vor der Dunkelheit, sondern vor den Menschen, die sie für finstere Geschäfte ausnutzten. Er legte den fünften Gang ein und entspannte sich.

Mit dem ruhigen Dahinfahren war es vorbei, als sie sich abseits der Autobahn dem Waldstück vor C. näherten. In seinen Eingeweiden begann es zu kribbeln. Diese Straße war er am Tage schon mal gefahren, sie war eng und kurvenreich, der Wald alt und dunkel. Er hatte das ungute Gefühl, dass gleich etwas Schlimmes passieren würde, drosselte das Tempo und schärfte seine Sinne. Mit den Augen versuchte er, den Wald zu durchdringen.

Er spürte das Wesen mehr als er es sah. Ein großer dunkler Schatten kam schnell von rechts. Er bremste heftig – keine Sekunde zu früh! Unmittelbar vor dem Auto raste ein ausgewachsener Hirsch über die Straße.

Beim Bremsen war er ein bisschen ins Schleudern geraten. Instinktiv brachte er den Wagen wieder in die Spur, hielt an und schaltete die Warnblinkanlage ein.

„Warum fahren Sie nicht weiter?“, fragte G.

„Da kommen noch mehr.“

Genau in diesem Moment brachen zwei weitere Hirsche aus dem Gebüsch, rannten über die Straße und verschwanden dort, wo der erste verschwunden war.

G. sah ihn staunend an.

Langsam, immer bremsbereit fuhr er weiter und atmete auf, als er aus dem Wald heraus war und die Lichter von C. vor sich sah.

Am Abend gönnte er sich zwei Bier und sank in tiefsten Schlaf, kaum dass er sich hingelegt hatte.

Ich glaub´, Nullsieben hat eine Nachricht an seinen Chef geschickt. Schaun wir mal nach...

Arbeitsbericht

Von: Nullsieben, Station 0815, Planet 2381793

An: Nummer Eins, Basis, irgendwo im Universum

Seit zehn Umdrehungen bewege ich mich unter den Bewohnern des Planeten. Es ist mir gelungen, 0,000000 mal aufzufallen.

Objekt 13 konnte noch nicht gesichtet werden, der Planet ist viel zu bevölkert.

Von: Nummer Eins, Basis, irgendwo im Universum

An: Nullsieben, Station 0815, Planet 2381793

Sie hirnloser Trottel! Nutzen Sie gefälligst die zur Verfügung stehenden technischen Möglichkeiten!!!

Nullsieben grummelte: „gftreffpt kklfresssgtr!“, was wahrscheinlich so viel heißt wie „Blöder Hammel!“, bestellte Mahlzeit 365894 und schaltete dann die Empfangsanlage auf Wissensinfiltration. Diesmal wurde gezeigt, wie man auf Wasserfahrzeugen mit Bösewichtern umging.

Zoff und Arbeit, Arbeit und ...?

Vorab: *Oj, das waren aber viele Kommis! Vielen, vielen Dank, Ihr habt mir einen tristen Tag versüßt!*

@severussnape26: Klar ist Nulleins ein fieser Chef, aber Nullsieben ist auch ein bisschen faul... / Minna Meier wird von der Welt nicht gebraucht, aber von meiner Geschichte, sozusagen als "Motor".

@Eo-Lahallia: Das wird nicht passieren, ich brauche Minna so wie sie ist, siehe oben.

@Lora Malfoy: Upps! Ich kenne mich mit Skifahrern nicht aus, aber wo du das so schreibst, kommt mir der Schatten einer Erinnerung. Zum Glück habe ich meinen Hermann mit "ei" geschrieben.

@Loonja: Er tut´s ja nur notgedrungen, weil niemand anderes da ist. Er ist nun mal ein Mann...

Was Meier derweil in Snapes Körper tut, wird jetzt noch nicht verraten, ebenso halte ich mich über Schuppski weiterhin bedeckt...

Ich glaube aber, "er" braucht jetzt mal ein Erfolgserlebnis...

Am Dienstag machte er sich auf den Weg und besorgte Karten für „Holiday on Ice“, das im Januar in der Stadthalle Z. gastieren würde. Er hatte keine Ahnung, ob Minna derartige Veranstaltungen mochte oder nicht; er erfüllte sich einfach selber einen Wunsch.

An Minnas Geburtstag stand er in aller Herrgottsfrühe auf, fuhr mit dem Bus ins Einkaufszentrum und stellte einen Präsentkorb mit exotischen Früchten, Kaffee und einer klitzekleinen Pralinenschachtel zusammen. Im Blumenladen erstand er einen hübschen bunten Strauß, dabei verzichtete er bewusst auf rote Rosen.

Dann musste er rennen, um den Bus nach Hause noch zu erwischen. Es wurde wirklich langsam Zeit, dass er die Fahrschule abschloss!

Im Haus war noch alles ruhig, vor Neun kroch Minna nie aus dem Bett. Er räumte schnell das Wohnzimmer auf, stapelte die bunten Heftchen und Groschenromane. Es wurde Zeit, dass Minna wieder zur Arbeit ging!

Dann baute er den Geburtstagstisch auf, steckte den hübsch verpackten Umschlag mit den Eintrittskarten in den Präsentkorb und bereitete das Frühstück vor. Wie immer zog der Kaffeeduft Minna aus dem Bett.

Dreimal so schnell wie gewöhnlich trampelte Minna die Treppe herunter. Sie schaute sich im Wohnzimmer um. Er trat auf sie zu, nahm ihre Hand, sagte: „Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag“ und drückte ihr ein Küsschen auf die Wange. Mehr brachte er nicht fertig.

Er trat einen Schritt zurück und beobachtete Minna, wie sie ihr Geschenk begutachtete. Maßlose Enttäuschung malte sich auf ihrem Gesicht. Er biss die Zähne zusammen, als sie das Geschenkpapier von dem Umschlag fetzte.

Gleichmütig betrachtete sie die Tickets, legte sie neben den Korb, quälte sich ein müdes „Danke“ ab und wackelte an den Frühstückstisch.

Enttäuschung machte sich in ihm breit, die sich in heiße, helle Wut verwandelte, als so nach und nach Minnas Verwandte und Kollegen eintrudelten und sich durchfutterten. Er musste den ganzen Tag die gesamte Sippschaft bewirten und mehr als nur einmal bekam er mit, dass Minna zu jemandem sagte: „...das hier ist von meinem Göttergatten.“ Und wie abfällig dieses „Göttergatte“ klang! Nichts wünschte er sich sehnlicher als den Körper und das Leben dieses Hermann Meier zu verlassen!!!

Zwischen Kaffeekochen und Abwasch, Steaks braten und Sekt eingießen versuchte er, sich an eigene Geburtstagsfeiern zu erinnern. Aber da war nichts. Dunkel erinnerte er sich daran, dass es in dem Schlossinternat keine Geburtstagsfeiern gegeben hatte, die Geschenke lagen am Morgen einfach da. Weil seine Eltern sehr arm gewesen waren, hatte er meistens nützliche Dinge wie Socken und Taschentücher bekommen, oft genug musste ein Brief von der Mutter mit einem aufgeklebten Glücksklee genügen. Einmal

jedoch hatte er einen handgestrickten smaragdgrünen Schal ausgepackt. Obwohl keine Karte dabei lag, wusste er sogar heute noch, dass das Geschenk von Lily gekommen war. Er hatte den Schal jahrelang gehütet wie einen Schatz, aber wo war er jetzt?

Es war schon fast Elf Uhr abends, als die letzten Gäste endlich gingen. Während er Teller und Gläser in die Küche brachte, verschwand Minna im Bett.

Er verzichtete darauf, den Abwasch noch zu erledigen, holte ein Bier aus dem Keller und trank gleich aus der Flasche.

Als er ins Schlafzimmer trat, lag Minna halb auf der Seite, hatte die Decke nur bis zum Bauch hochgezogen und aus dem geöffneten Nachthemd lugte eine Brustwarze hervor. Er ignorierte die Einladung, sank betont ächzend ins Bett und zog sich die Decke über die Ohren. Nach einer Weile tastete Minnas Hand suchend unter seiner Decke herum, wurde aber nicht fündig und zog sich unverrichteter Dinge, begleitet von einem Knurren, wieder zurück.

Am Morgen danach stand er beizeiten auf, weil er nach C. zu Dr. Schuppski musste. Dann hatte er noch Fahrschule, G. jagte ihn über die Autobahn nach H. und wieder zurück. Als er ihn vor Meiers Haus absetzte, sagte G.: „So, Herr Meier, damit hätten wir alle geforderten Sonderfahrten erledigt. Seien Sie bitte morgen um neun Uhr in der Fahrschule, ich konnte einen Prüfungstermin für Sie ergattern.“

Er stieg aus, sein Blick fiel auf das Wohnzimmerfenster. Aha, Minna sah fern.

Den silbernen Škoda bedachte er mit einem sehnsuchtsvollen Blick. Vielleicht konnte er schon nächste Woche mit dem eigenen Auto nach C. fahren...

Als er ins Wohnzimmer kam, lag Minna auf der Couch, die Augen geschlossen, auf der Stirn ein Kühlkissen. Sie stöhnte leise.

„Tu nicht so“, schnarrte er, „gerade eben hast du noch ferngesehen.“

Minna murmelte etwas.

„Sei stille, ich hab’s von draußen gesehen.“

Er ging in die Küche und schloss die Tür absichtlich geräuschvoll. Nein! Das durfte doch nicht wahr sein! Der Abwaschberg von gestern stand noch, war sogar gewachsen. Er schaute in den Kühlschrank. Vom Geburtstagskuchen waren nur noch ein paar Krümel übrig. Wütend machte er sich einen starken Tee. Er wünschte sich seinen Körper, seinen Zauberstab und sein früheres Leben zurück, mochte es auch düster und grau gewesen sein. Alles war besser als dieses Weib!

Er hatte sich gerade hingesetzt und die Zeitung aufgeschlagen, da ging die Tür auf, Minna steckte den Kopf herein und fragte: „Warst du eigentlich einkaufen? Butter ist alle.“

„Dann iss Margarine! Ich gehe heute nicht mehr aus dem Haus. Im übrigen hättest du ruhig mal abwaschen können.“

„Na, hör mal! Mir ging es den ganzen Tag nicht gut.“

„Zum Kuchenfressen warst du jedenfalls gesund genug und zum Fernsehen auch. Hättest eben gestern Abend nicht so viel Sekt trinken dürfen.“

Minna zischte: „Stinkstiefel!“ und knallte die Tür zu.

Der Abwasch blieb bis zum Wochenende stehen, die Wäsche ebenfalls.

Die Fahrprüfung bestand er wider Erwarten problemlos. Als er nach Hause kam, war Minna nicht da, sie hatte einen Termin beim arbeitsmedizinischen Dienst.

Als erstes rief er Herrn Englert an und teilte ihm mit, dass er ab Montag zur Arbeit kommen würde. „Fahrprüfung bestanden?“, fragte Englert fröhlich, „Gratuliere! Dann bis Montag um sechs; die Arbeit wartet auf Sie!“

Er legte auf und schnaubte. Hausmeister! Tolle Karriere – vom Schulleiter zum Hausmeister. Aber – immer noch besser als Hausmann bei Minna Meier.

Er bereitete sich Tee, nahm das letzte Teeglas aus dem Schrank und setzte sich mit der Zeitung ins Wohnzimmer. Als er einmal den Kopf hob, sah er, wie draußen ein Taxi hielt und Minna schwerfällig ausstieg. Ihr Gesicht verhieß nichts Gutes.

Die alte Lehmanne spannte hinter der Gardine hervor.

‘Ich will weg!’, dachte er.

Minna war noch gar nicht richtig in der Wohnung, als sie auch schon losschimpfte wie ein Rohrspatz. „Die haben doch keine Ahnung, diese überheblichen Mediziner, was wissen die denn, was das für eine Belastung ist, jeden Tag acht Stunden am Schreibtisch zu schufteln, die müssen das ja nicht machen, und dann noch der Haushalt, diese Weiber haben doch keine Ahnung, was es heißt, abends noch zu putzen und zu waschen, die haben doch alle Putzfrauen, was wissen die denn, wie mir der Kopf wehtut...“

Er hörte nicht hin und vertiefte sich in die Sportseite. Als Minna Luft holte, sagte er kalt: „Du hast monatelang keinen Putzlappen mehr angefasst, schon vergessen? Also – wo liegt das Problem?“

„Diese Arsch...! Wieder arbeiten muss ich ab Montag. Stell dir das mal vor. Dabei tut mir jeden Tag der Kopf weh, je-den-Tag!“

„Vorgestern hatte ich aber den Eindruck, du wärest vollkommen gesund, so viel wie du getrunken und gegessen hast.“

„Tü!“ machte Minna, watschelte in die Küche und begann, im Kühlschrank zu kramen. Sie kam mit einem dreifach belegten Brot zurück, kaute schon im Laufen.

„Schag ma, warum hasch du den Abwasch immer noch nisch gemacht?“, fragte sie schmatzend.

„Es wird dich nicht interessieren, aber ich hatte Fahrprüfung.“

„Hast du bestanden?“

„Sicher!“

„Schön, da kannst du mich ja am Montag zur Arbeit fahren und wieder abholen. Und am Wochenende machen wir eine schöne Ausfahrt!“

„Ich denke, du bist noch krank? Übrigens gehe ich ab Montag selbst wieder zur Arbeit, du wirst also mit dem Bus fahren müssen.“

Minnas Kinnlade klappte herunter, sie starrte ihn an.

Am Samstagmorgen klingelte das Telefon. Minna stürzte an den Apparat, verzog aber angewidert das Gesicht, als sie ihm den Hörer gab. Klaus Meier war am anderen Ende. „Du, Hermann, am Wochenende ist Rallye, wollen wir nicht morgen mal hingehen? Oder lässt dich dein Hausdrachen nicht raus?“

„Sie wird mich lassen müssen“, brummte er. „Wann und wo treffen wir uns?“

Es wurde eine spaßige Männerrunde am Sonntag. Klaus hatte noch zwei seiner Kollegen mitgebracht, Gustas Mann und dessen Bruder waren auch dabei.

„Machen Sie mit! Gewinnen Sie eine Fahrt mit einem echte Rallyeauto über die Wettkampfstrecke! Machen Sie mit beim großen Preisausschreiben!“

Vor ihnen baute sich eine robust aussehende Frau auf, ihre grüngesprenkelten Augen funkelten die Männer der Reihe nach an. „Na, meine Herren, wie wäre es?“

Sie griffen nach den Karten. Klaus sagte lachend: „Hermann, das wäre doch der richtige Preis für einen Fahranfänger, oder?“

Er ignorierte die Bemerkung und las die Frage durch. Die Antwort war selbst für den ahnungslosen Zauberer in Hermann Meiers Körper leicht zu finden.

Ihm verging allerdings der Spaß, als er, begleitet von einer Kollegin, Minna unter den Zuschauern entdeckte. Sie interessierte sich weder für Fahrer noch für Wagen, sondern schien jemanden zu suchen, ihn. „Platzwechsel, Männer, meine bessere Hälfte ist dort drüben und sucht mich.“

„BESSERE Hälfte? Die Kuh...“ Klaus lachte meckernd.

„War ironisch gemeint. Mir ist der Spaß vergangen, ich gehe heim.“

Mit vereinten Kräften überredeten die anderen ihn, zu bleiben. Dreimal suchten sie sich einen anderen Standplatz im Start-Ziel-Bereich.

Nach der Siegerehrung wurden die Gewinner des Preisausschreibens gezogen. Eine magere Blondine spielte die Glücksfee. „Und der Hauptpreis, eine Fahrt über die heutige Wettkampfstrecke, geht an“ – Trommelwirbel, die Blondine griff in die Lostrommel – „– geht an Hermann Meier aus S.“

Herzlichen Glückwunsch! Kommen Sie bitte nach vorn, Herr Meier!“

Ihm wurde heiß und kalt. Er schob sich durch die Menge. Jemand schlug ihm auf die Schulter. Er hob den Arm zum Zurückschlagen, aber vor ihm stand nur G., sein Fahrlehrer, und grinste ihn an.

Er biss die Zähne zusammen und stieg auf das Podium.

„So sehen Gewinner aus!“

Er zwang Meiers Mund zu einem Grinsen.

„Für Herrn Meier wird heute der Traum jedes kleinen Jungen wahr – einmal Rallyefahrer sein!“

Johlen und Pfeifen.

„Autofahren können Sie doch, oder?“

Er nickte. Plötzlich bemerkte er, dass Minna sich nach vorn durchgedrängt hatte. Sie kreischte: „Hermann, bist du verrückt, tu das nicht!“

Er schoss ihr wütende Blicke zu.

„Tus nicht!“

Minna versuchte, zu ihm durchzukommen, die Kollegen von Klaus waren allerdings kräftige Männer.

Die nächsten Minuten verbrachte er wie im Trance, sah seine Umwelt durch einen Schleier, hatte sein Denken irgendwie abgeschaltet. Wenn Minna nicht gekreischt hätte „Tus nicht!“, hätte er wohl auf diesen irren Preis verzichtet. Aber so dachte er ´nun gerade´...

Er kam erst wieder richtig zu sich, als er angeschnallt auf einem Fahrersitz saß. Der Testfahrer neben ihm erklärte, worauf es ankam.

„Na dann – los!“

Eine Flagge wurde geschwenkt, er trat aufs Gaspedal. Am Rand der Strecke richteten Fotografen ihre Kameras auf ihn. Dazwischen erkannte er aus den Augenwinkeln Minna, die heftig gestikuliert. In Gedanken streckte er ihr die Zunge heraus.

Auf öffentlichen Straßen hatten sich auch Rallyefahrer an die Verkehrsregeln zu halten. Er kam mit dem Fahrzeug gut zurecht, die Ampeln waren aus und Gegenverkehr gab´s auch keinen – er wünschte sich, dass es immer so wäre.

Die Stimme des Testfahrers riss ihn aus seinen Gedanken: „Sie haben ja sicher Verständnis dafür, dass Sie nicht die ganze Strecke fahren können, das würde einfach zu lange dauern. Aber die Highlights im Gelände, die nehmen Sie selbstverständlich mit. Folgen sie einfach den Markierungen, bei einer Rallye kann man sich nicht verfahren.“

Nach zwanzig Minuten gelangten sie außerhalb von Z. auf ein Feld, das man in eine Sandpiste mit Hügeln, Kurven und Querrinnen verwandelt hatte. Und weil die Rallyefahrer alle schon darübergeheizt waren, gab es zusätzlich Spurrinnen und Löcher.

„So“, grinste der Beifahrer, „jetzt zeigen Sie mal, was Sie draufhaben!“

Ziemlich vorsichtig fuhr er um die erste enge Kurve. Der Testfahrer gab ihm Tipps und binnen zwei Minuten war er im Geschwindigkeitsrausch. Er ließ den Wagen über die Bodenwellen hüpfen, jagte ihn Hügel rauf und wieder runter, im Zickzack durch die Schlingelprüfung, schaltete, lenkte, gab Gas und bremste ab und an ein bisschen. Dass er ein paar an der Strecke stehende Fotografen mit Sandfontänen zudeckte, bemerkte er gar nicht.

Weil´s so schön war, durfte er den Parcours noch einmal fahren. Dann aber musste er den Wagen zurückbringen – das Benzin ging zur Neige.

„Sie waren ja besser als mancher Rallyefahrer. Geben Sie´s zu, Herr Meier, Sie sind schon mal Rennen gefahren, Sie sind doch ein Profi, oder?“

Er konnte nicht anders, er musste lachen. Weil er darin keine Übung hatte, klang es ziemlich heiser.

„Sie werden es nicht glauben, aber ich besitze erst seit Freitag einen Führerschein.“

„Freitag vor zwanzig Jahren, oder? Oder hatten Sie den Lappen eingebüßt?“

„Nein, ich habe echt erst Fahren gelernt.“ Er zog seinen druckfrischen Führerschein hervor. Der Testfahrer wurde blass.

Irgendein Reporter hatte das Gespräch mitgehört. Jetzt brach die Hölle los. Jeder wollte den Führerschein sehen, einer versuchte mit seinen Fragen den anderen zu übertönen, Blitzlichter blitzten.

Am Montag war die Geschichte vom talentierten Fahranfänger in allen Zeitungen.

Zum Glück ging er am Montag arbeiten, sonst hätte Minna ihm den ganzen Tag zugesetzt. Ihm reichte schon, was er am Sonntagabend zu hören bekam.

Mein Dank geht an SluggySnape, die mir vor Monaten die Grundidee für die Rallye geliefert hat. (In ein Formal I-Auto hätte Hermann nicht reingepasst...)

Advent, Advent...

Vorab: *Vielen Dank für die lieben Kommiss! Ich wünsche Euch viel Kraft, um Minna noch ein bisschen zu ertragen, sie ist gerade besonders "gut" drauf...[/i]@Loonja: *Danke für die Schoko-Muffins! *Schmatz, schmatz, lecker!***

Es hatte sich schon lange angekündigt. Im September waren im Supermarkt die ersten Schokoladenweihnachtsmänner aufgetaucht. Im Oktober gab es Lebkuchen. Im November erschienen Dekorationsartikel und Lichterbögen. Er ignorierte es.

Je weiter das Jahr fortschritt, umso öfter rief Minna: „Oh, ist das schön!“ oder „Schau mal, das könnte ich auch gebrauchen!“ Er ignorierte es.

Aber als Minna an einem Samstag beim Frühstück sagte: „Morgen ist der erste Advent, wie müssen endlich die Stube schmücken“, konnte er es nicht mehr ignorieren: Weihnachten stand vor der Tür. Brrr!!!

Schon als Minna zu sprechen begann, zog er eine Augenbraue hoch. Seit Mittwoch herrschte zwischen ihnen absolute Funkstille. Da hatte er sich nämlich erdreistet, von Minna zu fordern, dass sie, nun, da sie beide arbeiteten, auch ihren Beitrag zur Hausarbeit leisten sollte. Das passte ihr überhaupt nicht, sie hatte jeden seiner Arbeitsteilungsvorschläge abgelehnt. Eine geschlagene Stunde lang hatte er versucht, mit ihr zu reden. Sie hatte ihm allerhand unschöne Worte an den Kopf geworfen, schließlich war er mit seinem Rätselheft im Keller verschwunden.

Als Minna jetzt zu sprechen begann, schwante ihm nichts Gutes. Und da kam es auch schon: „Wenn du vom Einkaufen kommst, musst du erst mal die Fenster putzen, bevor du die Kartons vom Boden holst. Dann wird staubgewischt und alles aufgebaut. Staubsaugen kommt zuletzt. Die Bügelwäsche von der ganzen Woche liegt unten und der Abwasch steht noch von gestern.“

Er wusste nicht, ob er sich mehr über den Befehlston ärgern sollte oder mehr darüber, dass sie anscheinend erwartete, dass ER das alles erledigte. Er entschied sich für letzteres und fragte mit scharfer Stimme: „Und was von dieser Liste gedenkst du zu erledigen?“

Minna sah ihn mit großen Augen an. „Ich muss kochen.“

Jetzt saß er in der Klemme. Er hatte keine Ahnung vom Kochen und wusste nicht, wie lange das dauerte. Aber ganz geschlagen geben wollte er sich nicht. „Moment, wenn ich erst Kartoffeln und Gemüse kaufen soll, kannst du erst anfangen, wenn ich wieder da bin. Also bleibt genug Zeit für Geschirr und Wäsche.“

„Dir geht’s wohl zu gut!“, fing Minna an zu schimpfen. Er unterbrach sie: „Sei bloß ruhig und tu was, sonst kannst du dein blaues Wunder erleben!“

Wie das „blaue Wunder“ aussehen sollte, wusste er zwar nicht, aber ihm würde schon etwas einfallen. Ihm oder Gusta; seine Schwester hatte immer recht praktische Vorschläge. Überhaupt traf er sich in letzter Zeit häufiger mit Gusta und Klaus. Sie quatschten über Gott und die Welt. Klaus hatte ihm das Skatspielen beigebracht, stundenlang droschen sie Karten. Er merkte zum ersten Mal in seinem Leben, wie gut das tat, eine Familie zu haben, jemanden, mit dem man über alles reden konnte. Im Gegensatz zu Minna fragte Gusta nach seinen Erinnerungen und ließ sich aus seinem echten Leben erzählen. Es kostete ihn ziemliche Mühe, ihr zu verschweigen, dass er ein Zauberer gewesen war. Von Lily erzählte er ihr, von seinen Eltern, Lehrern, Freunden. Und er nahm sich vor, ihr die ganze Wahrheit zu sagen, sobald er wieder wusste, wer er war.

Als er vom Einkaufen kam, hing Minna am Telefon und schwatzte mit Martha. Auf dem Tisch lag aufgeschlagen ein Versandhauskatalog, daneben Bestellzettel und Stift. Zwei kurze Blicke bestätigten seine Vermutung: Minna hatte weder Wäsche noch Abwasch erledigt. Dafür wartete in der Küche eine Kanne Kaffee. Er goss sich ein, setzte sich mit Kaffee, Kassenzetteln, Kontoauszügen und dem Haushaltbuch (auch so eine gute Idee von Gusta) an den Tisch, notierte, verglich, rechnete. Dann zog er den Katalog zu sich herüber. Aufgeschlagen war eine Seite mit eleganten Abendkleidern. Er wusste, dass Minna so ein gutes teures Stück begehrte, fand aber die Vorstellung, wie sie mit ihren überüppigen Formen in so einem figurbetonten Ding aussehen würde, zum Schreien komisch.

Minna sah mit drohendem Blick zu ihm herüber. „Danke für den Kaffee“, sagte er und prüfte den Bestellzettel. Für gute vierhundert Euro hatte Minna schon Röcke, Blusen und Kleider aufgeschrieben, Zettel im Katalog zeugten davon, dass das noch nicht das Ende sein sollte. Er schüttelte mit dem Kopf und zerriss das Formular. „Kannst du vergessen, der Dispo ist ausgeschöpft.“ – „Das kommt doch erst nächsten Monat.“ – „Im Januar bucht die Versicherung ab, eine Hausrate ist fällig und die Energieversorgung langt auch zu. Da bleibt nichts übrig.“

„Du Geizkragen!“, zeterte sie.

„Besser vorher geschaut als auf die Straße gesetzt. Oder willst du in ein kaltes Loch ziehen müssen wie die Bergers?“

Die Bergers waren um ein paar Ecken mit Hermann verwandt. Minna hatte sich im Sommer sehr ereifert und jede Menge guter Ratschläge bereit gehabt, als sie erfahren hatte, dass die Bergers aus ihrem neugebauten Haus aus- und in eine Zweizimmer-Plattenbauwohnung einziehen mussten, weil sie die Raten nicht hatten bezahlen können.

Er fragte sich, wie lange dieses Argument bei Minna noch helfen würde.

Minna verschwand in der Küche und klapperte betont laut mit dem Geschirr, was ihm nur ein müdes Grinsen entlockte. Er verstaute die Einkäufe und machte sich ans Fensterputzen. Nachdenklich betrachtete er die großen Blumentöpfe. Er erinnerte sich an den Zauberspruch und die Bewegungen dazu, aber er hatte keinen Zauberstab. Trotzdem probierte er es: „Wingardium Leviosa“, wutschen und wedeln. Sein ausgestreckter Zeigerfinger wurde warm, sonst passierte weiter nichts. Ächzend wuchtete er die Kübel per Hand beiseite. Er musste sich wohl damit abfinden, ein Muggel zu bleiben. Wenn er gewusst hätte, wo man in Deutschland Zauberstäbe kaufen konnte – er hätte es probiert.

Minna war an diesem Samstag erstaunlich ruhig und vor allem fleißig. Sie erledigte nicht nur den Abwasch ohne zu murren alleine, sondern staubte eigenhändig eine ganze Armee von Räuchermännern ab und dekorierte das Wohnzimmer. Das Ergebnis ließ ihm einen dicken Kloß in der Kehle wachsen. Überall lagen bestickte und gehäkelte Deckchen herum, standen Figuren und Leuchter darauf. Kitschiger ging es kaum noch. „Und – wie gefällt es dir?“ – „Hm, ganz nett“, brummte er und war froh, dass Minna keinen Mistelzweig über die Tür gehängt hatte. Die weihnachtliche Knutscherei unter dem Mistelzweig war ihm in Hogwarts ganz schön auf den Docht gegangen. Einmal hatte sich Pomona Sprout an seinen Hals gehängt, ihn abgeschmatzt und gegackert: „Nun guck doch mal ein bisschen fröhlicher, du alter Griesgram!“ Grrr! Brrr! Grrr! Mit „Weihnachtsstimmung“, „Besinnlichkeit“, den dazugehörigen leiernden Liedern und vor allem den furchtbaren Schmuck, den Dumbledore überall in der Schule verteilen ließ, konnte er überhaupt nichts anfangen.

Minna dagegen schon. Vom Morgen des ersten Advent an verpestete sie die Luft mit Räucherkerzen und schob eine Weihnachts-CD nach der anderen in den Player. Wenn alle durch waren, ging es wieder von vorn los. Schon am Montagabend kannte er alle auswendig und hätte in jedem beliebigem Chor aushelfen können.

Während er am Dienstag in C. bei Dr. Schuppski war, buk Minna Plätzchen. Am Abend klagte sie dann, wie anstrengend das war und sie meinte, sie könne kein Glied mehr rühren. „Warum tust du dir das dann an? Kekse kann man doch auch kaufen“, meinte er trocken.

Minna giftete: „Das gehört nun mal dazu zur Weihnachtszeit!“

Die Kekse schmeckten vorzüglich, aber der Appetit verging ihm so regelmäßig, wie Minna beim Kaffee erklärte, welche Arbeit das Backen machte. Da hätte er Hagrid mit seinen entweder klebrigen oder steinharten, aber immer mit Liebe gebackenen und gern gegebenen Keksen dreimal bevorzugt. Was mochte der Halbriese jetzt machen? Lebte er überhaupt noch? Nur zu gern würde er nach Hogwarts fahren und nachsehen.

Ersteinmal musste er aber die Probleme des Muggels Hermann Meier lösen. Und das vordringlichste lautete: Was schenke ich meiner Frau zu Weihnachten?

Am liebsten hätte er Minna ein Trimm-dich-Gerät und ein Diätkochbuch geschenkt, aber er wusste genau, dass er sie damit vollkommen verärgern würde. Im Interesse von Hermann Meier, dem Echten, musste er mit diesem Weib auskommen. Also entschied er sich für ein praktisches, warmes Flanellnachthemd mit ein bisschen Stickerei darauf und einige exotische Früchte.

Bei jeder sich bietenden Gelegenheit machte Minna ihn darauf aufmerksam, welchen Stress sie doch mit den Weihnachtsvorbereitungen hatte. Er wunderte sich nur, denn sie waren Weihnachten nur zum Frühstück daheim: Am Heiligabend gingen sie zu Martha, am ersten Feiertag zu Max und am zweiten beehrten sie Christine, Minnas Nichte, mit ihrem Besuch.

Bei der Bescherung machte Minna sich gar nicht die Mühe, ihre Enttäuschung zu verbergen oder gar Freude zu heucheln. „Bloß'n Nachthemd“, murrte sie und ließ das Päckchen wieder unter den Weihnachtsbaum fallen, den er nach ihren Anweisungen kitschig mit Schleifchen und glitzernden Ketten geschmückt hatte. Wirkliche Mühe gegeben hatte Minna sich mit ihrem Geschenk aber auch nicht, sie speiste ihn mit billigem After Shave und einem Paar Socken ab.

Von Gusta bekam Minna ein Buch über gesunde Ernährung, was das Verhältnis der beiden Schwägerinnen natürlich nicht verbesserte.

Während er bei Minnas Verwandten herumsaß und mit halbem Ohr zuhörte, wie der jeweils abwesende Teil der Familie durch den Kakao gezogen wurde, versuchte er, seine Erinnerungen in die richtige zeitliche Reihenfolge zu bringen. Soweit es seine Kindheit und Jugend betraf, gelang es ihm noch ganz gut. Nach dem Schulabschluss aber verwirrte sich einiges. Zwar konnte er die Eröffnungsveranstaltung seines Studiums noch terminisieren, aber er wusste nicht mehr, in welchem Semester der tödliche Unfall von Carol Whitehouse passiert war. Er erinnerte sich, dass er das Studium früher als geplant beendet hatte, wusste aber nicht mehr, wann und warum. Dazu kamen noch die vielen Treffen mit dem Dunklen Lord.

Was aber überhaupt nicht zusammenpassen wollte, was seine Zeit als Schulleiter von Hogwarts. Er war sich vollkommen sicher, dass er ERST Albus Dumbledore getötet hatte und DANN Schulleiter wurde. Aber das war vollkommen unlogisch – wer würde einen Mörder zum Schulleiter machen?

Aber – war er wirklich ein Mörder? Oder war da etwas anderes gewesen? Welche Rolle spielte der Dunkle Lord wirklich in seinem Leben? Existierte er noch? Welche Rolle hatte Albus Dumbledore gespielt? Welche er selber? Wer war er? Grübeleien und kein Ende in Sicht.

Der Wunsch zu fliehen

Vorab: *Vielen Dank für die lieben Kommiss!*

@Sisa: *Willkommen in der Lesergemeinde! / ... es liegt natürlich am fehlenden Gedächtnis!*

@Loonja & Eo-lahallia: *...nach jedem tiefen Tal geht´s wieder bergauf...*

Jetzt muss er erst mal zur Arbeit...

Seine Arbeit als Hausmeister befriedigte ihn so gar nicht, besonders jetzt, da er sich daran erinnerte, ein Zauberei-Lehrer und geachtet und gefürchtet gewesen zu sein. Einen Vorteil hatte der Job: er strengte geistig nicht allzu sehr an, so dass er seine Gedanken kreisen lassen konnte. Ihm fielen Zaubersprüche wieder ein, Tränke, Rituale. Und vieles davon gehörte zur Schwarzen Magie. Er fragte sich, ob er das alles angewendet hatte.

Doch, das hatte er. Er war nicht nur ein Anhänger des Dunklen Lords gewesen, sondern hatte zum engeren Kreis seiner Gefolgsleute gehört. Todesser nannten sich die düsteren maskierten Gestalten mit den schwarzen Kapuzenumhängen selber. Aber da stimmte etwas nicht. Wenn er ein Todesser und Diener des Dunklen Lords gewesen war, wieso erinnerte er sich dann daran, dass er über dessen Pläne mit Albus Dumbledore gesprochen hatte? Wieso erinnerte er sich an Gegenaktionen? Wieso fühlte er in den Erinnerungen aus späterer Zeit Hass? Wann hatte das begonnen?

Eines Morgens beim Schneeschieben fiel ihm der Grund ein: Lily Evans.

Normalerweise hatte der Dunkle Lord über Vorhersagen und Prophezeiungen gelacht. Aber die eine über den Jungen mit der Macht, ihn zu besiegen, die nahm er sehr ernst. Er forschte nach; zwei Familien kamen in Frage. Die Longbottoms stammten von den reinblütigsten Familien des Landes ab, sie schieden aus. Aber die Potters: James hatte so viele Muggel im Stammbaum, dass er beinahe als Halbblut gelten konnte, Lily war gar muggelstämmig. Also musste ihr Sohn derjenige sein, welcher...

Er erinnerte sich noch gut, wie er vor dem Dunklen Lord im Staub gelegen und ihn angefleht hatte, Lily Potter ihm zu überlassen. Alles, was er zur Antwort erhalten hatte, war höhnisches Gelächter gewesen...

Von da an hatte er begonnen, Muggel und Muggelstämmige vor den Machenschaften des Dunklen Lords in Sicherheit zu bringen. Mit Hilfe von Albus Dumbledore gelang ihm das auch recht gut, ohne dass der Dunkle Lord Verdacht schöpfte. Dumbledore war der Einzige gewesen, der Bescheid gewusst hatte, der Einzige, dem er und der ihm vertraut hatte. Und doch hatte er Dumbledore getötet. ´Avada Kedavra´ war der Todesfluch, gehörte zu den Unverzeihlichen Flüchen und wurde mit lebenslanger Haft bestraft. Wieso war er danach noch Schulleiter?

„Hermann! He, hast du gar keinen Hunger heute?“

Die Stimme von Paul Schröder riss ihn aus seinen Gedanken. Der Betriebselektriker stand am Hallentor und winkte mit der Thermoskanne.

Er rammte den Schneeschieber in den Schneeberg und folgte dem Kollegen in den Pausenraum. Dort saßen schon die Schlosser und Schmiede und redeten durcheinander. Es ging mal wieder um „das Eine“. Er hielt sich aus diesem Gerede heraus, dachte nur manchmal ´Wenn ihr wüsstet...´.

Wieder und wieder versuchte er, die Tatsache, das er die Hogwarts-Schule geleitet hatte, in die richtige zeitliche Reihenfolge zu bringen. Wie lange war er eigentlich Schulleiter gewesen? Er konnte sich nur an ein knappes Schuljahr und einen Sprung aus dem Fenster erinnern, als McGonagall hinter ihm her war...

Sie hatte ihm auch nie vertraut; wahrscheinlich hatte er sie genau wie alle anderen Lehrer perfekt getäuscht.

Ihm gegenüber saß Albus Dumbledore. Er sagte: „Von dieser Abmachung darf niemand etwas erfahren, verstehst du, niemand! Wenn jemand etwas hört, ist alles umsonst.“

Welche Abmachung hatte Dumbledore nur gemeint?

Also – noch mal von vorn. Albus Dumbledore war Schulleiter gewesen, solange er sich an Hogwarts erinnern konnte. Das bedeutete, dass er selber NACH Albus Dumbledore zum Direktor gemacht wurde. Von

wem eigentlich?

Aber – Dumbledore starb praktisch „im Dienst“ und er hatte ihn getötet. Und war DANACH noch Direktor geworden? Das passte hinten und vorne nicht zusammen!

Jemand stieß ihn derb mit dem Ellenbogen in die Seite. „He, Hermann, wo bist du heute wieder mit den Gedanken?“, rief Timo Tippmann.

Klaus-Karl Kunze sagte lachend: „Er überlegt bestimmt, wie er’s heute Abend seiner Minna besorgt!“
Dröhnendes Gelächter.

Derartige „Unterhaltungen“ widerten ihn an. Im Lehrerzimmer von Hogwarts hatte es nie schlüpfrige Themen gegeben, auch wenn die Gespräche nicht immer sehr niveauvoll gewesen waren.

Jetzt redeten alle durcheinander. Er verspürte Lust, seinen „lieben Kollegen“ ein paar harte Flüche auf den Hals zu hetzen. Da er aber wusste, dass er sich nur unmöglich machen würde, ging er lieber wieder Schneeschieben. Dabei konnte er wenigstens seinen Frust abbauen.

Tippmann grünte. „Kriegst du ihn überhaupt noch hoch oder schluckst du hellblaue Pillen?“

Was für Pillen meinte Tippmann? Ach so, klar, Viagra. Das wäre echt das letzte, was er schlucken würde, zumindest solange er mit Minna zusammenleben musste.

Er sagte laut: „Mit dem Sex ist es wie mit dem Geld: Darüber redet man nicht, das hat man.“

Dröhnendes Gelächter war die Antwort, das aber schnell erstarb. Aha, sie hatten kapiert. Er verzog Meiers Mund zu einem breiten Grinsen, packte Thermoskanne und Brotdose weg und machte sich wieder an die Arbeit.

Es schneite unaufhörlich. Da musste er nachmittags nochmal die Zufahrt freimachen – das hieß Überstunden. Das wiederum hieß, er musste Minnas Jammerei nicht ganz so lang ertragen und vielleicht kam er ja ums Treppewischen herum. Meiers Kreuz schmerzte ihn ganz schön.

Leider hatte er sich getäuscht, was die Treppe und Minnas Gejammere betraf. Sie klagte über Mattigkeit und Kopfschmerzen, konnte „unmöglich noch einen Finger rühren“, was sie aber nicht daran hinderte, zwei dreifach belegte Brotscheiben zu vertilgen und einen Becher Pudding hinterherzuschieben. Er riet ihr, doch zum Arzt zu gehen und bereute es, denn Minna wurde tatsächlich für drei Tage für arbeitsunfähig erklärt.

Das hatte zur Folge, dass er sich am nächsten Nachmittag erst eine halbe Stunde anhören durfte, wie schlecht es ihr ging und dann musste er den ganzen Haushalt alleine erledigen. Wieder hatte er das verhasste Bügeleisen in der Hand, obwohl ihm die Knie schmerzten und er lieber im Sessel gesessen als am Bügelbrett gestanden hätte. Er bügelte drauflos, mochten auch Falten in Minnas Blusen bleiben.

Mechanisch strich er mit dem heißen Eisen knittrige T-Shirts glatt. Dabei zogen Bilder vor seinem inneren Auge vorbei. Plötzlich schlug der Blitz ein und er fand eine Antwort auf die Frage, die ihn schon tagelang gequält hatte: Es war der Dunkle Lord gewesen, der ihn zum Schulleiter gemacht hatte. Voldemort hatte die Macht übernommen, auch wenn er kein Zaubereiminister war und im Hintergrund blieb. Er hatte seinen treuen Diener belohnt, indem er ihm dieses Amt zukommen ließ.

Er hatte Schüler und Lehrer beschützt, obwohl er vorgeben musste, genau das Gegenteil zu tun. Und er hatte in seinem Büro mit dem Porträt von Albus Dumbledore geredet...

Hoppla, jetzt hatte Minnas beste Bluse vorn zwei Falten! Na und? Er hängte das teure Stück auf einen Bügel und später in ihren Schrank.

Minna tobte, als sie es sah. Er sagte nur kalt: „Ich habe dir schon öfters gesagt, dass ich kein Geschick habe zum bügeln“, zuckte mit den Schultern und wandte sich ab.

Minna brabbelte vor sich hin, während sie versuchte, die Falten herauszubekommen.

Er wusste, wie seine Mutter das Problem gelöst hätte...

Nachts träumte er jetzt immer häufiger, auf der Flucht zu sein. Er riss vor Mafia-Killern aus, rannte vor Cowboys und Indianern davon. Manchmal träumte er aber auch von realen Fluchten. Als kleines Kind war er öfters vor den Größeren davongerannt, wenn die ihn ärgern wollten. Er war ihnen immer entkommen, indem er einfach über ihre Köpfe hinweg auf ein Dach oder einen Baum gesprungen war, einmal auch direkt durch das offene Fenster in sein Zimmer hinein.

Auch der bösertige Hund, der dem dicken Mann ein paar Häuser weiter unten gehört hatte, jagte ihn durch seine Träume.

Und dann war da noch eine andere Flucht: Albus Dumbledore kippte über die Brüstung des Astronomieturmes. Er wandte sich um und rannte die Treppe hinab, hinter ihm Draco Malfoy, ein paar

Todesser und – Harry Potter. Dessen Präsenz hatte er auf dem Turm gespürt, rechts an der Wand musste er unter seinem Tarnumhang gesteckt haben. Potter hatte gesehen, was er nicht unbedingt hatte sehen sollen, und jetzt verfolgte er ihn. Die Rache in Potters Herzen konnte er deutlich spüren, er war auf jeden seiner Flüche vorbereitet. Wenn er jetzt nicht entkam, war alles umsonst.

Er rannte durch die Gänge, Malfoy hinter ihm. Seine Füße fühlten sich an, als wären sie aus Blei und mit Leim beschmiert. Wenn er gekonnt hätte, wäre er disappariert, aber das ging erst, wenn er das Schulgelände verlassen hatte. Seine Lungen brannten, er rannte um sein Leben.

Er fühlte Cruziatus-Flüche in Potter entstehen und musste sich zusätzlich noch darauf konzentrieren, sie abzuwenden.

Während er dem Tor entgegen hetzte, merkte er, dass Yaxley beabsichtigte, Potter zu töten. Das durfte auf keinen Fall passieren! Er rannte und hatte doch noch genügend Luft in den Lungen, um zu schreien: „Lasst ihn für den Dunklen Lord!“ Das war das einzige Argument, das die entfesselte Meute bremsen konnte. Er schaffte es mit letzter Kraft, mit Malfoy zusammen zu disappariieren...

...und wachte schweißgebadet in Meiers Bett auf.

Dr. Schuppski meinte, dass die vielen Träume von Flucht und Verfolgung daher rührten, dass er aus einer Beziehung ausbrechen wollte.

„Stimmt. Ich will nichts lieber als weg von dieser Minna Meier“, antwortete er.

„Eheprobleme?“, fragte Schuppski.

Er nickte.

„Von einer Scheidung würde ich Ihnen aber abraten, solange nicht feststeht, dass Sie auf ewig in Hermann Meiers Körper bleiben müssen. Ich habe so eine gewisse Ahnung, woher Sie kommen, aber mehr als eine Ahnung ist es eben nicht.“ Und dann folgte wieder ein Vortrag darüber, dass er Schuppski alles erzählen müsse, jede noch so kleine Kleinigkeit.

Verd..., merkte Schuppski etwa, dass er ihm bestimmte Dinge verschwiegen? Wie würde Schuppski auf die Tatsache reagieren, dass er ein Zauberer war? Es war doch verboten, einem Muggel zu sagen, dass man ein Zauberer war, oder?

Wer war er? Wie war er in Hermann Meiers Körper gekommen? Wie kam er wieder heraus? Immer wieder die gleichen Fragen und immer noch keine Antwort.

Den bevorstehenden Besuch bei „Holiday on Ice“ nutzte Minna, um ihm einzureden, dass sie unbedingt das teure lila Abendkleid brauchte, mit dem sie schon lange liebäugelte. Aber er war vorbereitet. „Meine Liebe, zu so einer Veranstaltung ist ein Abendkleid völlig unpassend. Wir gehen doch nicht auf den Opernball.“

Minna erwiderte: „Vielleicht gehen wir ja irgendwann mal auf einen Ball. Und dann brauche ich was Passendes zum Anziehen.“

Er schluckte die Bemerkung hinunter, dass dieses Abendkleid nie „etwas Passendes“ für Minna wäre, und holte Kontoauszüge und Haushaltbuch. Er rechnete eine Weile und sagte dann: „Wenn wir im Januar für Lebensmittel weiter so viel ausgeben wie in der ersten Woche, bleiben am 31. ganze 10 Euro übrig. Ich wage zu bezweifeln, dass du dafür ein Abendkleid bekommst.“

Er zeigte ihr seine Berechnungen. Minna war sprachlos und er ärgerte sich, dass er nicht schon viel früher auf so eine Idee gekommen war.

So zog Minna eben einen älteren Glitzerpullover an und sah darin so unmöglich aus wie meistens.

Er hielt sich in der Stadthalle immer ein paar Schritte hinter Minna, schämte sich für diese Frau und wünschte sich ganz weit weg.

... Habe da gerade was aus Station 0815 aufgefangen. Mal sehen, ob ich´s übersetzen kann...

Arbeitsbericht

Von: Nullsieben, Station 0815, Planet 2381793

An: Nummer Eins, Basis, irgendwo im Universum

Hier die Daten der letzten Recherchen:

126598	258941	236521	0,000000
--------	--------	--------	----------

362598	236512	236212	0,000000
--------	--------	--------	----------

.
. .
.

265325	266598	236514	0,000000
--------	--------	--------	----------

639565	236589	745687	0,000001
--------	--------	--------	----------

365698	325745	125487	0,000000
--------	--------	--------	----------

.
. .
.

754936	362563	154789	0,000000
--------	--------	--------	----------

456231	147512	698521	0,000000
--------	--------	--------	----------

Zusammenfassung: Es konnten 0,000000 Antwortsignale aufgefangen werden.

Von: Nummer Eins, Basis, irgendwo im Universum

An: Nullsieben, Station 0815, Planet 2381793

Sie unfähiger Patron, Sie haben 0,000001 Antwortsignal erhalten! Prüfen sie das gefälligst!

„Wrpfff...“ (Das ist das Wort, das bei uns mit Sch beginnt.)

Nullsieben startete einen Suchlauf, bestellte Mahlzeit 143987, nahm die Nahrung auf und ging zur Ruhe.

Das gefundene Ich

Vorab: *Vielen Dank für die lieben Kommiss und das dicke Lob!*

@cornelius678: Schön, dass du noch "dabei" bist! / Wenigstens einer, der sich über Minna amüsiert...

Jetzt geht's erstmal weiter...

Er träumte.

Er befand sich in einem halb verfallenen, hölzernen Haus, zusammen mit noch zwei Kreaturen. In der Ecke, gefangen und geschützt in einem unsichtbaren Käfig aus Magie, ruhte Nagini, die einzige absolut treue Dienerin ihres Herrn.

Dieser Herr stand ihm gegenüber, hochaufgerichtet, schmal. Bleich schimmerte der haarlose Kopf, rot glühten die Augen aus den schmalen Schlitzen.

Es wurde höchste Zeit, dass er Harry Potter die letzten Informationen gab, das letzte, was er wissen musste, damit Voldemort endlich von der Bildfläche verschwinden konnte. Zweimal schon hatte er mit der gebotenen Unterwürfigkeit angeboten, den Jungen zu holen, aber der Schlangenkopf war nicht darauf eingegangen. Dabei musste er doch wissen, dass Severus Snape, sein treuer Diener, sein Wort hielt. Schließlich hatte er Albus Dumbledore getötet...

Statt dessen fachsimpelte Voldemort über Dumbledores Zauberstab, wollte wissen, warum er in seiner Hand, der Hand des mächtigsten Zauberers, nicht funktionierte. „Ich weiß es nicht“, antwortete er nicht ganz wahrheitsgemäß. Panik überfiel ihn. Ahnte Voldemort vielleicht, dass er Dumbledore nicht wirklich getötet hatte, dass sein Todesfluch mit Dumbledore abgesprochen war, dass Dumbledore schon fast tot gewesen war? Die Panik wuchs. Ruhig bleiben, befahl er sich selber. Er musste Potter noch die letzte Botschaft bringen. „Bitte, Mylord, lasst mich den Jungen holen. Ich kann ihn Euch bringen.“

„Nein. Er wird von selbst kommen.“

Ich weiß, warum der Zauberstab mir nicht gehorcht...“

Er spürte eine Präsenz, eine vertraute Präsenz. Potter war in der Nähe! Er konzentrierte sich, schirmte seinen Geist ab, sammelte seine Gedanken.

In diesem Moment merkte er, dass Voldemort etwas begriffen hatte: Der Alte Stab arbeitete nur für den, der seinen vorherigen Meister besiegt hatte. Er wusste, dass das sein Todesurteil war. Und er wusste auch, was zu tun war.

Er richtete seinen Blick auf Voldemort, sah ihm tief in die roten Augen. Er ließ das Bild der Schlange in dessen Kopf entstehen...

„Töte!“

Es hatte geklappt.

Die Schlange kroch heran, richtete sich auf. Bald wäre alles vorbei und er konnte dorthin, wo Lily war. Nur noch dieses eine erledigen und dann...

Er spannte seine Nackenmuskeln an, um den Giftzähnen ein bisschen Widerstand zu leisten. Er verschloss seinen Geist ganz fest und sammelte seine Gedanken. Die spitzen Zähne spürte er kaum.

Nagini glitt zurück. Er ließ sich zu Boden sinken. Nur keine überflüssige Kraft verbrauchen!

Wie er beabsichtigt hatte, verließ Voldemort die Hütte, Potter kam hervor.

Er ließ die Gedanken frei. Hermine Granger besaß genügend Geistesgegenwart, um ein Fläschchen bereitzuhalten und die Substanz aufzufangen.

Jetzt war alles erledigt. Er sah in die grünen Augen, verabschiedete sich stumm.

Es wurde schwarz um ihn, er versank in der Dunkelheit. Lily...

Er hatte das Gefühl, zu schweben. Wo war Lily? Er flog durch absolute Schwärze, orientierungslos, hörte nichts, sah nichts, spürte nichts.

Dann hörte er doch etwas: eine harmonische Musik mit einer traurigen Melodie. Es wurde heller.

Feuerschein. War er jetzt in der Hölle?

Die Musik wurde lauter, die Helligkeit nahm zu. Er schlug die Augen auf und sah sich um. Er befand sich immer noch in der Heulenden Hütte, lag auf einem der alten, mottenzerfressenen Lager. Neben ihm saß ein schwanengroßer feurig-oranger Vogel. Er sang; von ihm kam die traurige Melodie. Fawks!

Sein Blick wurde klarer. Er richtet sich auf, sah sich um.

Im Staub auf dem Boden sah er Fußspuren, wo Voldemort auf und ab gegangen war, eine größere Fläche, wo er selber gelegen hatte, Spuren zur Falltür und zurück – von Potter und Granger. Sein Umhang war staubig.

Sein ganzer Körper schmerzte, jede Bewegung fiel ihm schwer. Lebte er etwa noch? Das sollte doch nicht sein! Er kniff sich in den Arm. Aua! Doch.

Kurz entschlossen, seine Schmerzen ignorierend, stieg er durch die Falltür in den Gang, kroch unter der Peitschenden Weide hervor. Durch einen Hintereingang betrat er das Schloss, lauschte. Von irgendwoher drang Lärm. Kampf?

Ungesehen gelangte er in den Keller, wo die Zauberspendevorräte lagerten. Schnell fand er, was er suchte, entkorkte die Flasche, trank und wurde unsichtbar.

Geräuschlos näherte er sich der Quelle des Lärms – der Großen Halle. Sein Herz setzte aus, in der Kehle entstand ein Knoten.

Umringt von Schülern, Todessern, Ordensmitgliedern standen sich Voldemort und Potter gegenüber.

„Avada Kedavra!“ – „Expelliarmus!“

Der Zauberstab flog aus Voldemorts Hand, Potter fing ihn auf. Voldemort sank leblos in sich zusammen.

Endlich. Potter hatte vollendet, wofür er selber all die Jahre nach Lilys Tod am Leben geblieben war, wofür er seine eigene Persönlichkeit verbogen und verborgen hatte.

Seine Rache war vollzogen, sein schlimmster Feind besiegt. Aber er spürte keine Freude, keinen Jubel in seinem Herzen. Er sollte jetzt bei Lily und tot sein. Statt dessen stand er lebendig hier, von Lily weiter entfernt denn je. Weinend brach er zusammen...

Er erwachte, sah sich um. Die Straßenlaterne schien ins Schlafzimmer. Neben ihm schlief Minna Meier, die seine Ehefrau war, ohne dass er je geheiratet hatte. Draußen klappte eine Autotür, wohl der Junge von gegenüber, der von der Disko kam. Gewöhnliche Geräusche in einer gewöhnlichen Siedlung.

Doch er wusste, das, was er eben gesehen hatte, war kein Albtraum gewesen, sondern eine Erinnerung. Er wusste nun endlich, wer er war: Severus Snape, Zauberspendelehrer, Mitglied des Ordens des Phönix, Spion im Dienste des Ordens, offiziell Todesser und der Mörder des Schul- und Ordensleiters Albus Dumbledore, für ein Jahr selbst Schulleiter von Hogwarts. Seit dem Ende der Todesser auf der vergeblichen Suche nach dem Tod.

Was hatte er nicht alles versucht, um seinem sinnlos gewordenen Leben ein Ende zu setzen: Gift, Strick, Kugel, sogar vor einen fahrenden Zug hatte er sich geworfen. Vergebens, weil immer in letzter Sekunde Fawks erschienen war und sein Vorhaben vereitelt hatte. Schließlich war er am hellen Tag, zur besten Arbeitszeit ins Aurorenbüro gegangen und hatte sich angezeigt. Verständnislos hatten sie ihn angestarrt und seine Angaben aufgeschrieben. Nicht mal nach Askaban hatten sie ihn gesteckt, sein Prozess endete nach einer halben Stunde mit einem Freispruch. Kopfschüttelnd war er von dannen gezogen, hatte nicht gewusst, was er mit sich anfangen sollte. Er war in London auf die Tower Bridge geklettert und heruntergesprungen. Kurz vor dem Aufklatschen hatte Fawks ihn aufgefangen und weggeschleppt. Von da an war ihm der Vogel nicht mehr von der Seite gewichen.

Verzweifelt war er nach Spinners End gezogen und hatte sich mehr schlecht als recht eingerichtet. Dann hatte er damit begonnen, die noch nicht eingesperrten Todesser aufzusuchen. Immer in der Hoffnung, dass einer von ihnen den Zauberstab zücken und ihn töten würde, hatte er von seinem Verrat an Voldemort erzählt. Vergebens. Die meisten gaben vor, ihn gar nicht zu kennen. Keiner kam, um abzurechnen. Er wollte zu Lily und kam nicht hin, was er auch anstellte.

Und jetzt stak er hier im Körper des Muggels Hermann Meier.

Noch klaffte neben vielen kleinen eine riesige Lücke in seinem Gedächtnis: Die letzten drei Jahre fehlten

ihm völlig. An eine Lebensgefährtin konnte er sich nur verschwommen erinnern, wusste aber, dass sie da gewesen war. Was war passiert? Wo war sein Körper? Steckte jetzt Hermann Meier darin? Konnte der jetzt zaubern? Immer noch viele Fragen und immer noch keine Antwort.

Er wuchtete Meiers Körper aus dem Bett, ging ins Bad und trank in tiefen Zügen aus dem Wasserhahn. Es war erst zwei Uhr, er konnte noch gut drei Stunden schlafen. Aber das war nicht so einfach, jetzt, wo er wusste, wer er war, versuchte er krampfhaft die letzten Gedächtnislücken zu schließen.

Er mühte sich vergebens, schlafen konnte er aber auch nicht. Im Dunkel der Nacht dachte er an Lily. Wieder einmal verfluchte er den Phönix. Warum musste das Tier ankommen und ihn vollheulen? Er hatte auf der Erde nichts mehr verloren. Warum hatten sie ihn nicht nach Askaban gesteckt? Dort hätte er sicher keine Woche überlebt. Lestrangle und Co. hätten schon für sein baldiges Ende gesorgt...

Was wäre, wenn er jetzt, als Hermann Meier, sein Leben beenden würde? Er war kein Zauberer, zu ihm würde kein Phönix kommen...

Der Dachboden war hoch genug, die Wäscheleine hing griffbereit. Schon war er aus dem Bett und auf dem Weg. Er musste es nur schaffen, die Klappe zur Treppe geräuschlos zu öffnen. Da fiel sein Blick auf Minna. Die hoffte, ihren Hermann wiederzubekommen – oder alles zu erben.

Was würde mit ihm passieren, wenn er Meiers Körper tötete? Am Ende müsste er als ruheloser Geist herumirren? Und was würde mit Meiers Seele in seinem Körper passieren? Wie viel von Meier steckte noch in Meiers Körper? Schuppski hatte gemeint, dass noch einiges von Meier dageblieben wäre, sonst hätte er wohl kein Deutsch verstanden. Wie viel Snape steckte in Snapes Körper?

Lieber nicht!

Er kroch zurück ins Bett. Minna knurrte im Schlaf und drehte sich um. Ihre Hand tastete nach ihm, fand seine Hand, sie hielten sich fest und er schlief wieder ein.

Jetzt bin ich aber gespannt auf Eure Kommis...

Hilfe in Aussicht

Vorab: *Vielen Dank für die lieben Kommiss!/[i]*

b]]@Alandra: Schön, dass Du noch mitliest. Was Hermann Meier betrifft - habe bitte noch ein bisschen Geduld!

@Eo-Lahallia & Alandra: Freue mich, dass Euch Fawks gefällt; ich war mir nicht sicher, ob die Art der "Rückkehr ins Leben" ankommt...

@Sisa: Lily ist tot und er lebt - hoffentlich bist Du später nicht enttäuscht...

Jetzt hat Snape erst mal einen Termin bei Dr. Schuppski...

Am Donnerstag fuhr er gleich nach der Arbeit zu Dr. Schuppski. Er war etwas zu zeitig dran und musste noch warten. Wer den behäbigen Mann im Wartezimmer sitzen und die Tageszeitung lesen sah, hätte nicht vermutet, dass er hochgradig erregt war. Severus Snape hatte gelernt, sich zu beherrschen und nach außen ruhig zu wirken, auch wenn es in ihm brodelte. So hatte er jetzt keine Schwierigkeiten, Meiers Körper still zu halten.

Er sah kurz hoch, als die vorherige Patientin das Sprechzimmer verließ. Alles an ihr, angefangen von ihren strähnigen, grauen Haaren, an denen noch Reste einer Coloration zu sehen waren bis hin zu den abgelaufenen Schuhen zeugte davon, dass sie schon bessere Tage gesehen hatte. Sie erinnerte ihn ein bisschen an Sybil Trelawney, bevor sie Hogwarts verlassen musste.

Endlich rief die Sprechstundenhilfe den Herrn „Meier, Hermann“ auf. Er war es gewohnt, so genannt zu werden, stand langsam auf und ging ruhig hinein zu Dr. Schuppski.

Schuppski fragte wie üblich danach, was er seit seinem letzten Besuch so getan und erlebt hatte. Geduldig beantwortete er alle Fragen und wartete auf die eine, die er nur zu oft mit einer Lüge beantwortet hatte: „Haben Sie irgendwelche Erinnerungen, die uns weiterhelfen könnten?“

Heute log er nicht, sondern sagte in seinem ruhigsten Ton: „Ja. Ich weiß wieder, wer ich bin.“

Schuppski forderte ihn mit einem Nicken auf, zu sprechen.

„Ich stamme aus Spinners End, einem Kaff in Großbritannien. Mein Name ist Severus Snape. Und ich bin ein Zauberer. Ein richtiger Zauberer, wohlgemerkt, kein Zauberkünstler, obwohl ich in Meiers Körper nicht zaubern kann.“

Anscheinend konnte sich Julius Schuppski genauso gut beherrschen wie Severus Snape. Der Psychologe ließ mit keiner Bewegung, keinem Zucken erkennen, dass er überrascht oder verwundert war.

Snape fuhr fort: „Die Internatsschule, die ich besucht habe, war die Hogwarts-Schule für Hexerei und Zauberei. Studiert habe ich am Magical Arts College in Cambridge, und zwar Zaubetränke. Als Zaubetränkelehrer habe ich dann auch gearbeitet, in Hogwarts.“

Immer noch keine Regung von Schuppski.

„Inzwischen weiß ich auch, was diese Treffen der schwarzen Gestalten zu bedeuten haben.“

Schuppski saß unbeweglich und hörte zu.

„Ende der Fünfziger, Anfang der Sechziger kam ein schwarzer Magier an die Macht, der Dunkle Lord Voldemort. Ich war nicht nur Sympathisant, sondern sogar einer seiner Diener, Todesser genannt.

Und ich habe getötet. Ich bin derjenige, der den Schulleiter Albus Dumbledore umgebracht hat.“

Jetzt kam doch Bewegung in Dr. Schuppski. Er setzte sich aufrecht und schaute durch Meiers Augen in Snapes Seele. Seit den Tagen seiner Abkehr von Voldemort hatte Snape nicht mehr einen solchen Blick gespürt. Er hatte das Gefühl, dass Schuppski bis hinein in die schwarzen Tiefen seiner gequälten Seele schaute und war sich absolut nicht sicher, was es dort zu sehen gab: Schwarze Magie und Todessertricks oder aber Lily Evans...

Endlich begann Schuppski zu sprechen: „Ich bin zwar ein Muggel, aber ungefähr ein Drittel meiner Familie

ist magisch begabt. Daher weiß ich über manches Bescheid, was ich eigentlich nicht wissen sollte. Ich hatte schon lange den Verdacht, dass Sie ein Zauberer sind, und dieses alte Schloss konnte ich unschwer als Hogwarts identifizieren.

Mir ist einiges aus der Magischen Welt Großbritanniens bekannt; mein Cousin ist als Journalist häufig dort unterwegs.

Ich weiß genau, dass Sie mir etliche Erinnerungen vorenthalten haben.“ Schuppski grinste. „Einiges habe ich unter Hypnose aus Ihnen herausgeholt, ohne dass Sie was gemerkt haben. Mir kam schon der Verdacht, dass Sie einer von Voldemorts Leuten gewesen sein müssen. Die Erinnerung an den rotäugigen Kerl war zu deutlich. Aber ich wollte, dass Sie von allein dahin kommen, mir das zu erzählen und vor allem – sich an Ihre wahre Identität erinnern.“

Aus Meiers Kehle kam ein Knurren, das jemand, der Severus Snape gekannt hätte, durchaus auf diesen hätte zurückführen können. „Sie hätten mir ja mal ein Zeichen geben können, damit ich erkenne, dass Sie über die Existenz von Zauberern Bescheid wissen.“

Schuppski schüttelte den Kopf. „Sie sollten selbst dahintersteigen.“

Wieder dieses Knurren. Schuppski grinste und lehnte sich zurück, die Hände vor dem Bauch gefaltet.

„Ihre Spur, Mr. Snape, lässt sich verfolgen bis unmittelbar vor der Vernichtung von Voldemort durch Harry Potter.“ Schuppskis Oberkörper schnellte nach vorn. „Wissen Sie eigentlich, wer dieser Harry Potter ist?“, fragte er scharf.

„Der Sohn von Lily Evans und James Potter. Der, der den Todesfluch überlebt hat. Der, dem vorausgesagt wurde, dass er derjenige sein sollte, der den Dunklen Lord besiegen könne. Der, der den Dunklen Lord besiegt hat.“

Wollen Sie auch wissen, wie leichtsinnig und arrogant Harry Potter ist?“

Die letzten Worte hatte Snape nur gezischt.

„Arrogant? Nun, mir ist bekannt, dass Harry Potter den Orden des Merlin Erster Klasse abgelehnt hat mit der Begründung, dass andere ihn viel mehr verdient haben.“

Ups! Das hätte Snape nie erwartet.

Schuppski strich eine nicht vorhandene Haarsträhne aus der Stirn und massierte sein Kinn.

„Was immer noch nicht klar ist, ist die Frage, wie Sie in Meiers Körper hineingekommen sind. Ist das vielleicht eine Art Besessenheit?“

„Nein!“, antwortete Snape ganz entschieden und so energisch, dass Schuppski ein wenig zusammenzuckte.

„Dann müsste ich ja wissen, was passiert ist. Weiß ich aber nicht. Meine letzten klaren Erinnerungen sind die an die Stunden nach dem entscheidenden Duell in Hogwarts. Ich weiß noch, dass ich ein paar Mal versucht habe, Hand an mich zu legen. Vergebens, sonst wäre ich jetzt nicht hier. Dann habe ich mich ins Haus meiner Eltern zurückgezogen, von da an – nur noch Schatten.“

Schuppski strich eine nicht vorhandene Haarsträhne aus der Stirn und massierte sein Kinn.

„Außerdem“, setzte Snape-Meier nachdenklich hinzu, „außerdem hätte ich mir dann jemand anderen als diesen Hermann Meier mit seiner schrecklichen Frau ausgesucht und würde bestimmt nicht alles daransetzen, wieder zu mir selbst zu finden.“

„Stimmt natürlich“, gab Schuppski zu, strich sich eine nicht vorhandene Haarsträhne aus der Stirn, massierte sein Kinn.

Nachdenklich fragte er nach einer Weile: „Mr. Snape, wollen Sie überhaupt wieder heraus aus diesem Leben und zurück in ihr eigenes?“

Die Antwort kam prompt und klang sehr entschieden: „Lieber Askaban als Minna Meier.“

„Gestatten Sie, dass ich mich mit meinem Cousin darüber unterhalte? Sie wissen schon, mit dem Journalisten?“

„Wenn nur die Spur einer Chance besteht, dass er helfen kann, dann tun Sie es.“

Kein Silberstreif am Horizont

Vorab: Vielen Dank an Sisa und Eo-Lahallia für die Reviews!

@sisa: Keine Panik!

@Eo-Lahallia: Bitte habe noch ein bisschen Geduld, denn noch ist kein Silberstreif am Horizont...

Die drei Tage Dauerschneefall im Januar waren alles gewesen, was der Winter für die Gegend übrig hatte. Tauwetter setzte ein, dann herrschte wochenlang feuchtes, trübes Wetter wie im November.

Severus Snape fühlte sich in Meiers Körper so unwohl wie noch nie seit dem Erwachen im Krankenhaus von Z. Er war gereizter, als Harry Potter ihn je erlebt hatte. Die Arbeitskollegen gingen ihm aus dem Weg und vermieden es, ihn anzusprechen. Mit Minna wechselte er tagelang kein Wort. Dafür hatte er wieder erotische Träume. Die Hauptrolle darin spielte eine attraktive Rothaarige. Sie ähnelte Lily Evans, war es aber nicht. Zwischen Lily und ihm hatte es keine Zärtlichkeiten gegeben außer ein paar freundschaftlichen Umarmungen und ein, zwei flüchtigen Küssen, als sie noch Evans hieß. Lily Potter war für ihn tabu gewesen.

Die andere Rothaarige war an seiner Seite gewesen, das wusste er. Ihre strahlende Vitalität hatte seinen Lämmel zu Höchstleistungen getrieben...

Wenn er wenigstens wüsste, wie sie hieß! Dann könnte er auf die Insel fahren und nach ihr suchen. Vielleicht befand sich sein Körper ja in ihrer Nähe?

Einmal bestellte Herr Englert ihn zu sich. Missmutig klopfte er sich den Dreck von den Stiefeln und stieg durch das weißgetünchte Treppenhaus nach oben. Vorladungen beim Chef erfüllten ihn immer mit Unruhe. Was würde der Boss wollen? Seinen Lohn erhöhen bestimmt nicht.

Freundlich lächelnd winkte Englert ihn in sein Büro. Das ließ bei Snape sämtliche Alarmglocken schrillen. Wenn der Dunkle Lord sich freundlich gegeben hatte, war immer Unangenehmes gefolgt...

Englert wies ihm einen Platz zu und bot Kaffee an.

„Wie kommen Sie denn so zurecht mit Ihrer Arbeit, Herr Meier?“

„Geht halbwegs“, antwortete Snape und unterdrückte den Wunsch, Meiers Gesicht zu einer Grimasse zu verziehen.

„Wollen Sie es nicht wieder an der Maschine versuchen? Ich habe Sie unten stehen sehen.“

Verdammt! Zweimal hatte er in der Halle gestanden und Bertram bei der Arbeit zugesehen. Er hatte nicht verstanden, welche Hebelndrehung was bewirkte.

„Nein, ich kann mich immer noch nicht daran erinnern, wie die Maschine funktioniert“, antwortete er zögernd und trank einen Schluck Kaffee.

„Schade.“ Auch Englert führte seine Tasse zum Mund. „Bertram ist an der Maschine nicht halb so gut wie Sie.“

Noch mal verdammt! Meier schien tatsächlich ein As im Job zu sein.

Er hätte dem Chef erklären können, wie man den Wolfsbann-Trank zubereitete oder dass es für den Sud des Lebenden Todes besser war, wenn man die Schlafbohnen mit der stumpfen Seite eines silbernen Dolches zerdrückte. Aber das würde Englert nicht interessieren; er durfte es auch gar nicht wissen.

„Das tut mir wirklich Leid. Ich müsste alles noch mal von vorn lernen.“

„Eine richtige Berufsausbildung kann ich Ihnen aber nicht finanzieren.

Können Sie sich wenigstens an etwas erinnern?“

Englert sah ihn ziemlich besorgt an.

„Doch, schon, einiges fällt mir wieder ein.“ Im Stillen setzte Snape hinzu: `aber nichts, was ich hier erzählen würde.`

Nachdenklich nickte der Geschäftsführer, sah ihn eine Weile an und sagte dann: „Früher waren Sie viel fröhlicher.“

„So, war er das?“, murmelte Snape. Er selber hatte schon als Kind einen Ruf als Miesepeter und Griesgram gehabt. Seine Mutter hatte ihm einmal erzählt, dass `Severus` eigentlich sein zweiter Vorname sein sollte, weil er schon als neugeborenes Baby einen furchtbar ernsten Gesichtsausdruck gehabt habe. Seine Vater hatte auf

den Rufnamen ´Joe` bestanden, aber auf der Geburtsurkunde war die Reihenfolge vertauscht worden. So wurde er eben Severus gerufen. Das gefiel ihm viel besser, ´Joe´ war so gewöhnlich...

Die Stille lastete im Raum, Snape fühlte sich unwohl und wollte weg. Ihm wurde heiß in Meiers Körper. „Was plagt Sie wirklich, Meier?“ Englerts Stimme klang plötzlich scharf und schneidend.

Englert hatte wie Julius Schuppski die Angewohnheit, nervöse Bewegungen zu machen und auf eine Antwort zu warten. Er drehte seinen Ehering am Finger, sah aus dem Fenster. Snape hätte am liebsten gesagt: „Nichts, alles in Ordnung“, aber er wusste, dass Englert sich damit nicht zufrieden gegeben hätte. Nur – er hatte keine Lust, dem Chef zu erzählen, was ihn wirklich bedrückte. Von den Streitigkeiten mit Minna brauchte er nichts zu wissen und gleich gar nichts von seiner wirklichen Identität. Und dass ihn die Leute, mit denen er zusammenarbeiten musste, anwiderten, sagte er besser auch nicht.

„Das Wetter schlägt mir auf´s Gemüt.“ Er hasste es. In Hogwarts hatte er sich nie entschuldigen müssen. Sie hatten es akzeptiert, dass er brummig war und wussten, dass er mit albernen Witzchen nichts anfangen konnte. Sie hatten ihn aber auch nicht anders gekannt...

„Und die vielen Erinnerungslücken – das zerrt an den Nerven.“

Das entsprach der Wahrheit. Er hatte das Gefühl, dass ihm ganz wichtige Erinnerungen – sie hatten mit der rothaarigen Frau zu tun – noch fehlten.

Englert fragte: „Kann man – ich meine die Mediziner – können die nicht irgendetwas machen?“

„Schon, aber Dr. Schuppski hat gesagt, dass sich der Erfolg nicht unbedingt sofort einstellen muss – und dass es sein kann, dass für immer Lücken bleiben.“

Wieder senkte sich die drückende Stille herab. Wieder spielte Englert mit dem Ehering. Leise fragte er: „Kann ich Ihnen irgendwie helfen, Herr Meier?“

Snape überlegte. Er musste dafür sorgen, dass Meier seine Arbeitsstelle behielt. „Bitte haben Sie noch ein bisschen Geduld mit mir. Vielleicht fällt mir ja wieder ein, wie man die Berta bedient.“

Englert nickte. „Wenn Sie Hilfe brauchen, können Sie jederzeit zu mir kommen.“

Meinte der Chef das wirklich ernst? Meier schien tatsächlich einen guten Stand bei ihm zu haben.

Sie tranken den Kaffee aus, ohne noch ein Wort zu reden. Snape hievte Meiers Körper aus dem Besuchersessel und lenkte seine Füße in Richtung Tür. Da rief Englert ihn zurück. „Ach, mir fällt gerade noch etwas ein, Herr Meier. Sie haben noch ihren ganzen Urlaub vom letzten Jahr offen. Nehmen Sie den bitte bis März komplett weg, ja?“

Pff, Urlaub! Das bedeutete doch nur ellenlange Auftragslisten von Minna. Andererseits... „Könnte ich den Urlaub von diesem Jahr und den vom letzten zusammenlegen? Dann könnte ich diese Therapie machen, von der Dr. Schuppski mal geredet hat.“

Die „Therapie“ würde darin bestehen, in seine alte Heimat zu reisen und auf Spurensuche zu gehen und sie war ihm gerade eben eingefallen.

„Wahrscheinlich lässt sich da was machen. Sagen Sie mir den Termin, dann sehen wir weiter.“

Erleichtert ging er die Treppen hinunter und durch die Dreherei zu seiner kleinen Werkstatt, wo er damit beschäftigt gewesen war, das Regal aufzuräumen, das von seinem Vorgänger in chaotischem Zustand zurückgelassen worden war.

Die Dreher stritten sich mit den Schmieden, brüllten sich an, einer deutete einen Faustschlag an. Widerlich.

Im Vorbeigehen schnappte er Wörter und Wortfetzen auf. „...loch!“ – „Rindvieh!“ – „... du Nachtwächter!“

Nachtwächter? Ein paar Bilder huschten durch Snapes Kopf. Ein großes Gebäude, Gänge. Ein Saal mit Tischen und Stühlen, eine Teeküche. Stille. Er lief im Haus herum, kontrollierte Fenster und Türen, trat ins Freie. Eine stille Winterlandschaft empfing ihn. Er folgte einem Pfad an der Außenmauer entlang. Es war Nacht. Er war Nachtwächter gewesen in einem Muggel-Seniorenheim. Hatte den Schlaf von dreißig wohlhabenden Alten bewacht. Nacht für Nacht. Sie hatten ihn als John Prince gekannt. Den Namen seines längst verstorbenen Großvaters hatte er angegeben für den Fall, dass „Severus Snape“ auch in der Muggelwelt bekannt war.

Er hatte sich von der Zaubererschafft zurückgezogen, lebte ganz für sich allein als einziger Bewohner der längst vergessenen Siedlung Spinners End. Die Arbeit als Nachtwächter hatte ihn genauso wenig befriedigt wie die, die er jetzt machte. Aber er hatte etwas Geld verdient, ohne viel mit anderen Leuten zusammensein zu müssen.

„Hermann, haste mal ´ne Glühbirne?“ Schon wieder störte jemand. „Hermann, kannst mal meinen

Besenstiel reparieren?“ – „Hermann, die Putzlappentonne ist voll.“

Hermann hier und Hermann dort. Nie konnte er mal in Ruhe etwas zu Ende machen. Lieber würde er Nachtwächter im Seniorenheim spielen!

Snape dirigierte Meiers Hand zu den Schachteln mit den 60-Watt-Glühlampen. Dann sortierte er weiter die Schraubendreher und Hämmer und hatte es zum Feierabend tatsächlich geschafft, alle Werkzeuge griffbereit angeordnet zu haben. Morgen würde er sich die Schraubenkisten vornehmen, falls man ihn ließ.

Meiers Angewohnheit, dienstags in R. einzukaufen, hatte Snape anfangs nur als Tarnung übernommen. Nach zwei Wochen war ihm aber klargeworden, warum Hermann das so eingerichtet hatte: dienstags ging Minna zu ihrem Handarbeitszirkel; sie war schon weg, wenn er kam und er hatte einen ganzen Nachmittag Ruhe. Die Zettel, auf denen sie ihm zu erledigende Arbeiten aufschrieb, beachtete oder ignorierte er je nach Inhalt. Nachdem er einmal hinter Minnas „Kannst du mal bügeln?“ einfach ein „Nein“ gesetzt hatte, schrieb sie nur noch: „Zu erledigen“ und dann folgte eine mehr oder weniger lange Liste, die er heute ignorierte. Er hatte erst gestern gesaugt und das Badezimmer geputzt, wozu sollte er das heute schon wieder tun?

Er verstaute die Einkäufe, bereitete sich Tee und setzte sich in den Sessel, um Post und Zeitungen durchzusehen. Nanu, was war das denn? Eine Abholebescheinigung von der Post. Minna hatte ein Paket bekommen. Er sah auf die Uhr – es war noch genügend Zeit, um es abzuholen.

Meiers Augen quollen aus ihren Höhlen, als Snape den riesigen Karton sah. Absender war ein Versandhaus. Minna hatte also doch bestellt! Er presste die Lippen zusammen, das magere kleine Fräulein, das die Kiste kaum heben konnte, war ja nicht Schuld daran, dass er so wütend war. Am liebsten hätte er die Sendung so zurückgeschickt, wie sie war. Aber dann kam ihm eine andere Idee. Außerdem interessierte es ihn schon, was Minna so alles bestellt hatte.

Er verfrachtete die Kiste in den Keller und wartete auf sie.

Wie üblich kam sie gegen Acht Uhr abends nach Hause, warf den Handarbeitsbeutel in die Ecke und verschwand in der Küche. In dieser Zeit schlich er nach unten und brachte den Karton hoch.

Als sie mit ihrem Teller ins Wohnzimmer kam, saß er unbeteiligt lesend auf dem Sofa – scheinbar. In Wahrheit ergötzte er sich an ihrem Mienenspiel, das von Freude in Fassungslosigkeit und zurück wechselte. „Was ist da drin?“, fragte er wie nebenbei.

„K-k-keine Ahnung“, stotterte sie.

„Nein?“, fragte er ebenso scharf wie lauernd. „Dann schauen wir mal hinein in die Wunderkiste.“ Er öffnete das Paket. Zum Vorschein kamen jede Menge Folientüten mit Kleidungsstücken, alles Damensachen, alles in Minnas Größe und nach ihrem Geschmack. Etliches davon hatte er vor kurzem in dem Katalog gesehen.

„Wann hast du das bestellt?“, fragte er scharf. Sie antwortete: „Das muss ein Fehler sein, ich durfte ja gar nichts bestellen.“

„Komisch nur, dass die Größe genau stimmt.“ Er zuckte mit den Schultern. „Wenn das nicht für dich ist, dann müssen wir das Ganze so zurückschicken, wie es ist.“

Schnell steckte er die Tüten in den Karton, klebte ihn wieder zu und trug ihn hinaus ins Auto. Die Schlüssel verwahrte er in seiner Hosentasche, wo bereits der Zweitschlüssel ruhte. Sicher ist sicher.

Als er jedoch am Monatsende die Kontoauszüge durchsah, entdeckte er eine Überweisung von 250 Euro an ein anderes Versandhaus.

Er fluchte so laut und lange, dass Frau Müller, die nebenan auf der Terrasse war, rote Ohren bekam und kopfschüttelnd in ihrer Wohnung verschwand.

Der einzige Lichtblick in diesen trüben, verärgerten Wochen war ein Anruf von Julius Schuppski. Er solle doch schon eine Woche vor dem vereinbarten Termin kommen, es gäbe Neuigkeiten.

Im Kreuzverhör

Vorab: *Hallo Amira! Applaus, Applaus für Deine Energie, mein Werk "am Stück" zu lesen!*

Wie ich auf diese Idee gekommen bin? Habe mir irgendwann mal überlegt, wie sich wohl ein gewisser S.S. in der Fahrschule anstellen würde. Nach ein paar Gedankensprüngen ist dann diese FF draus geworden...

Ob´s ein Happy End gibt???? ----> Weiterlesen!!!

Diesmal war er nicht allein mit Dr. Schuppski. Im Behandlungszimmer saß noch ein Mann. Offensichtlich hatten die beiden eine angenehme Unterhaltung gehabt, auf dem Gesicht des Fremden lag noch ein Lachen.

Schuppski begrüßte ihn und stellte dann den Fremden vor: „Thomas Schuppski, mein Cousin. Er ist britischer Korrespondent des „Magischen Anzeigers“ und kennt sich mit der Zauberei auf der Insel bestens aus. Ich vermute, hoffe und wünsche, dass Thomas in der Lage ist, Ihnen zu helfen, Herr Meier – ähm, Mr. Snape.“

Die Nennung seines Namens löste einen angenehmen Schauer aus.

Thomas Schuppski straffte sich. Er sagte in geschäftsmäßigem Ton: „Julius hat mir gesagt, dass Sie meinen, Severus Snape zu sein, der im Körper des Muggels Hermann Meier gefangen ist.“

Er nickte.

„Gestatten Sie mir bitte, dies mit einigen Fragen zu überprüfen.“

Er nickte und hoffte, dass auf sein Gedächtnis Verlass war.

„Erste Frage: Wann und wo wurden Sie geboren?“

9.1.60, Spinners End.“

„Wie hießen Ihre Eltern? Wo sind Sie zur Schule gegangen? Wer war mit Ihnen in der Klasse? Wie hießen Ihre Lehrer? Wie hießen Ihre Nachbarn? Welche Schule besuchten Sie nach der Grundschule? Mit wem waren Sie dort zusammen?“

Alle diese Fragen konnte er kurz und knapp beantworten, die entsprechenden Gesichter standen deutlich vor seinem geistigen Auge.

„Hatten Sie eine Freundin?“

Er nickte.

„Wie hieß die und woher kannten Sie sich?“

Das war der Moment, in dem er stockte und errötete, aber nicht etwa, weil er sich nicht mehr erinnern konnte...

Beide Schuppskis nickten ihm aufmunternd zu. Er gab sich einen Ruck und erzählte von Lily Evans.

Thomas Schuppski schaute auf seine Notizen und hakte dann und wann etwas ab. Er fragte nach dem Schulabschluss und seiner weiteren Ausbildung.

„Ich habe am Magical Arts College in Cambridge Zauberkünste studiert, bei Professor Thunderstorm.“

Wieder ein Haken.

„Was ist ein Squib?“ – „Ein Nachkomme einer Zaubererfamilie, der selbst nicht zaubern kann, aber vor den Muggeln verborgene Dinge sieht.“ – Zum Beispiel?“ „Den ´Tropfenden Kessel´ in London.“

Zwei Haken.

„Was kauft man bei Flourish & Blotts? Wer betreibt Gringotts? Wie wird die Post befördert?“

Ewig stellte Thomas Schuppski Fragen über die Welt der Zauberei; Snape konnte alle beantworten und Sehnsucht machte sich in seinem Inneren breit. Manchmal musste er sich zusammenreißen, um nicht zu ausführlich zu antworten, so sehr freute er sich darüber, wenigstens im Gespräch in seine vertraute Welt eintauchen zu können.

„Beschreiben Sie das Gebäude von Hogwarts!“

Er schloss die Augen, rief sich den Platz in Erinnerung, an dem er die schönsten und die schrecklichsten Jahre seines Lebens verbracht hatte.

„Wer ist Gilderoy Lockhart?“

Er konnte ein Grinsen nicht verkneifen. In seiner Erinnerung tauchte eine Duell-Vorführung auf...

„Sagt Ihnen der Name Dolores Umbridge etwas?“

„Rosa gekleidet, an jedem Finger ein Ring, immer ein Klemmbrett dabei, machtgerig, leider sehr einflussreich im Ministerium.“

Jetzt grinste Thomas Schuppski. „Kürzer und treffender kann man die alte Kröte kaum beschreiben.“

„Kennen Sie Arthur Weasley? Lucius Malfoy? Pomona Sprout? Cornelius Fudge? Rubeus Hagrid...?“

Severus vergaß, dass er in einem fremden Land in einem fremden Körper steckte und in der Praxis eines Psychologen saß. Er schwelgte in seinen Erinnerungen, erzählte, was er über die betreffenden Personen wusste.

Bis Thomas Schuppski ihn mit jenem Namen konfrontierte, den zu hören er in gleichem Maße erwartet wie befürchtet hatte: Tom Riddle.

Er schluckte; ein eiskalter Schauer rann über seinen Rücken.

Dann gab er sich einen Ruck. Es war alles vorbei, er war äußerlich Hermann Meier und wusste nicht, ob er jemals wieder als Severus Snape erkannt werden würde. Leise fragte er: „Was wollen Sie wissen? Wenn ich alles über den Dunklen Lord erzählen würde, was ich weiß, würden wir morgen früh noch hier sitzen.“

Schuppski schien perfekt vorbereitet zu sein. „Fürs erste genügt eine Kurzbiographie von Riddle; dann interessiert mich, ob Sie ihn persönlich gekannt haben und falls ja, wie ihre Beziehung war.“

Er brauchte genau fünf Minuten für die gewünschte Antwort.

„Was geschah in Hogwarts zwischen Ihrer Flucht und dem Ende von Riddle?“

„Alles habe ich nicht mitbekommen, da müssen Sie Harry Potter fragen, der weiß mehr.“ In knappen Sätzen erzählte er von der Schlacht von Hogwarts und dem Duell zwischen Voldemort und Potter.

„Mir scheint, es klafft eine Lücke zwischen ihrem Angebot, Potter zu Voldemort zu bringen und dem Duell. Was haben Sie in der Zeit getan?“

Musste das wirklich sein? Er hob die Hände. „Voldemort hat seiner Schlange befohlen, mich zu töten; Nagini hat mir ihre Giftzähne ins Genick geschlagen. Voldemort ist gegangen, Potter tauchte auf. Ich habe ihm die letzten Informationen gegeben, so wie Dumbledore es mir aufgetragen hatte.

Dann weiß ich für eine Weile nichts mehr. Irgendwann bin ich wieder aufgewacht, habe Lärm im Schloss gehört und bin hingegangen.“

Julius Schuppski saß mit bleichem Gesicht auf seinem Stuhl und starrte ihn an. Thomas Schuppski ließ zum ersten Mal erkennen, dass er ein Zauberer war – sein Kugelschreiber flitzte ganz allein über den karierten Block.

Snape reckte Meiers kurzen Hals, konnte aber nur wenige Worte entziffern.

Mehrere Minuten lang schwiegen die drei Männer. Dann sah Thomas Schuppski seinen Cousin an, nickte ihm zu und bat: „Eine letzte Sache noch, Mr. Snape: Beschreiben Sie bitte mal Ihre privaten Räume in Hogwarts.“

Mit Wehmut erinnerte er sich an seine kleine Wohnung in einem der vielen Türme des Schlosses: das gemütliche Wohnzimmer mit dem Kamin und den bequemen Sesseln davor, das Schlafzimmer mit dem großen, kuscheligen Bett, sein Bücherzimmer. Dort hatte er seine Schätze aufbewahrt: wertvolle alte Tränkebücher, die er sorgfältig restauriert und konserviert hatte. Das alles würde er nie wieder sehen. Anders als bei seiner ersten Flucht war es ihm weder vor noch nach der letzten Schlacht gelungen, seinen Besitz aus dem Schloss zu zaubern. Und die Wahrscheinlichkeit, dass er die Schule jemals wieder betrat, war gleich Null.

Thomas Schuppski legte Papier und Stift beiseite und sagte: „Sie haben Dinge gewusst, die tatsächlich nur Severus Snape wissen kann. Ich denke schon, dass in dem Körper von Hermann Meier die Seele von Severus Snape steckt. Das Problem ist jetzt, den Körper von Severus Snape zu finden. An welchen letzten Aufenthaltsort und welches Datum können Sie sich noch erinnern?“

„Genau das ist mein Problem. Ich kann mich noch an die Zeit bis Anfang 2001 erinnern, dann fehlt alles.“

Beide Schuppskis zogen eine Augenbraue hoch, Julius die linke, Thomas die rechte. Julius Schuppski strich sich eine nicht vorhandene Haarsträhne aus der Stirn, rieb sich das Kinn.

Thomas Schuppski meinte: „Dann wird das eine schwere Suche. Spinners End ist verfallen, dort hat man seit Jahren niemanden mehr gesehen.“

Snape antwortete: „Ich habe auch ganz allein dort gelebt, das heißt, ich glaube allein mit einer Gefährtin.“

Leise sagte Thomas Schuppski: „Ich war vor kurzem in Spinners End. Da steht kein Stein mehr auf dem anderen.“

Severus versuchte, eine Erinnerung festzuhalten, aber er schaffte es nicht. Irgendetwas war doch passiert und es hatte mit der Rothaarigen zu tun; aber was bei Merlins Bart war das? Er schüttelte den Kopf.

„Ich habe noch den Urlaub vom vergangenen Jahr und mit ein bisschen Glück kann ich den von diesem Jahr mit dazunehmen. Es wäre doch sicher sinnvoll, wenn ich selbst hinfahre und suche?“

Julius Schuppski nickte. „So, wie es aussieht, dürften direkte Eindrücke Ihr Erinnerungsvermögen sehr anregen. Ich wäre für eine Reise, allerdings kann ich Sie nicht begleiten.“

„Aber ich“, sagte Thomas Schuppski. „Im Moment scheint ein bisschen Saure-Gurken-Zeit zu sein; ich habe den Auftrag, eine Reportage über schottische Spukhäuser zu schreiben. Die Recherchen kann ich gut für die Suche nach Severus Snapes Körper nutzen.“

„Schottische Spukhäuser?“, fragte Snape etwas belustigt. „In fast jedem großen Steinkasten spukt etwas herum, wenn das Haus nur alt genug ist.“

Thomas Schuppski sah ihn an. „Wissen Sie was? Sie helfen mir bei der Suche nach alten Geistern und ich Ihnen bei der nach Ihrem Körper.“

„Abgemacht.“ Snape hielt dem Journalisten Meiers Hand hin, der schlug ein. Thomas Schuppski erklärte ihm noch, wie er zu erreichen war, dann trennten sie sich.

Zum ersten Mal seit langer Zeit blickte er wieder optimistischer in die Zukunft. Seine Laune hob sich noch mehr, als Herr Englert ihm mitteilte, dass er seinen Urlaub am Stück nehmen konnte. Er meldete sich bei Thomas Schuppski, der versprach, Flugtickets zu besorgen.

Minna tobte tagelang und wollte ihm die Reise verbieten, weigerte sich aber auch, mitzukommen. Die Aussicht auf stundenlange Fußmärsche und noch längeres Suchen in Archiven behagte ihr gar nicht.

Nun wird es höchste Zeit, wieder mal in den außerirdischen Funkverkehr reinzuhören.

Arbeitsbericht

Von: Nullsieben, Station 0815, Planet 2381793

An: Nummer Eins, Basis, irgendwo im Universum

Hier die Daten der letzten Recherchen:

569823	548721	365269	0,000001
--------	--------	--------	----------

125365	854123	215965	0,000000
--------	--------	--------	----------

.
. .
.

236589	569874	365987	0,000001
--------	--------	--------	----------

258976	256963	256986	0,000001
--------	--------	--------	----------

365214	125465	136521	0,000001
--------	--------	--------	----------

.
. .
.

325696	357951	654123	0,000001
--------	--------	--------	----------

256321	125641	589641	0,000000
--------	--------	--------	----------

Zusammenfassung: Die vereinzelt aufgefangenen Antwortsignale sind mit der Wahrscheinlichkeit von 1,000000 Fehler- oder Störsignale, da sie von 2,000000 verschiedenen Objekten kommen, wobei eines der Objekte so weit von Station 0815 entfernt ist, dass es unmöglich das gesuchte Objekt sein kann. Außerdem scheint eines der Objekte zwischen verschiedenen Standorten hin- und her zu wechseln, was die Tatsache belegt, dass es sich bei dem Signal um ein Fehlersignal handelt.

Die Suche wird fortgesetzt.

Von: Nummer Eins, Basis, irgendwo im Universum

An: Nullsieben, Station 0815, Planet 2381793

Ist Ihr Erinnerungsspeicher gelöscht oder was ist los? Nullsieben, wir suchen ZWEI Wesen auf diesem Planeten! Oder haben Sie vergessen, dass es zu einem unvollständigen Austausch zwischen Objekt 13 und einem unbekanntem Individuum kam? Ist Ihren Sinnesorganen entgangen, dass die Bewohner dieses Planeten durchaus die Hilfsmittel dazu haben, größere Entfernungen in relativ kurzer Zeit zurückzulegen?

Wer hat Sie nur für den Planetenforschungsdienst ausgewählt?

Von: Nullsieben, Station 0815, Planet 2381793

An: Nummer Eins, Basis, irgendwo im Universum

Das waren Sie, Verehrtester.

Von: Nummer Eins, Basis, irgendwo im Universum

An: Nullsieben, Station 0815, Planet 2381793

Sie erhalten hiermit eine Äußerst Ernste Verwarnung, welche speicherkundig gemacht wird.

Eirrr pfff hijkjkdddgggrrrrr.....kkklppppfffrrrrrrrtttggggllllsssss hhhhkkkkk bbbssrr fff
llpppoaddd dddfffoffffr....grrrpppff....wwwweerrrr.....jjjjggghhrrrokklll...dddppppkkk
ffrrrrgfkko!

Von dieser Tirade übersetzen wir nur den letzten Satz, der Rest ist nicht jugendfrei. Besagter Satz lautet:
„Du kannst mich mal am Bauch krabbeln!“

Zum allgemeinen Verständnis sei erklärt, dass es in der Kultur der Numerolen äußerst anstößig ist,
jemandem am Bauch zu berühren. Obige Aufforderung ist vergleichbar mit dem irdischen „Leck mich...!“

Nullsieben beschloss, sich ein paar Einheiten Wissensinfiltration zu genehmigen.

Anscheinend hatte Dschäms Bond seine Kurse beendet. Die neuen Ausbilder wurden mit „Scherrriff“
angeredet und zeigten, wie die Glieder des Kleinen Bösen im Trockenen Heißland zu vernichten waren.

Spurensuche

Vorab: *Eo-Lahallia, vielen Dank für die lieben Kommiss, und gleich zwei auf einmal! Schön, dass Dir meine erfundenen Personen gefallen, Minnas fieser Charakter hat sich irgendwann beim Schreiben von alleine ergeben. Ich geb´s zu, ich wollte Snape ein bisschen ärgern und ihn dazu treiben, wieder zurück zu wollen. *Asche auf mein Haupt!**

Entschuldigung dafür, dass ich so lange nichts habe von mir hören lassen, habe mehr Stress und Arbeit als mir lieb ist. Jetzt schicke ich Snape erstmal auf eine Reise ins Ungewisse...

Der Lärm und das Menschengewühle auf dem Flughafen erfüllten Snape mit größter Unruhe, auch wenn man es ihm nicht ansah. Wenn er früher weitere Strecken schnell zurücklegen wollte, hatte er sich nach Zaubererart auf der Stelle gedreht und war im nächsten Moment am Ziel gewesen. Manchmal hatte er auch den Fahrenden Ritter benutzt, einen Bus ohne Fahrplan und Umsteigen und mit Haltestellen nach Wunsch. Aber in ein Flugzeug war er definitiv noch nie gestiegen.

Thomas Schuppski führte ihn routiniert durch die Schalter und Kontrollen. Später im Flugzeug gab er allerdings zu, dass er erst einmal geflogen war und furchtbare Angst hatte. Normalerweise apparierte er an der engsten Stelle über den Ärmelkanal, wenn er auf die Insel musste.

Als das Flugzeug endlich in der Luft war, entspannte Severus sich ein bisschen. Aber das Kribbeln in Meiers Magen blieb. Schuppski gab es schnell auf, über seine Recherchen zu berichten, dafür blieb noch genügend Zeit im Zug nach Edinburgh. Viel war es allerdings nicht, was der Journalist über Severus Snapes Verbleib nach der Schlacht von Hogwarts herausgefunden hatte.

„Ich sagte ja schon, ich habe mich vollkommen zurückgezogen“, erinnerte ihn Snape.

„Als letzte Adresse konnte ich nur Spinners End ausmachen“, sagte Schuppski. „Die haben Sie damals angegeben, als Sie sich selbst angezeigt haben.“

„Daran kann ich mich auch noch erinnern. Ich habe das Dach ausgebessert und die Fenster repariert und bin eingezogen.“

Schuppski schwieg eine Weile und sah aus dem Fenster. Dann sagte er: „Entschuldigen Sie, wenn ich so direkt frage, aber wovon haben Sie gelebt? Hatten Sie Ersparnisse?“

„Mein Verließ bei Gringott´s ist schon lange, lange leer. Ich habe mein bisschen Geld immer bei mir gehabt.“

Schuppski zog die rechte Augenbraue hoch. Da fiel Snape ein, dass er nichts von seiner letzten Arbeit erzählt hatte. „Das, was ich gebraucht habe an Geld, habe ich mir als Nachtwächter in einem Muggelaltenheim verdient. Allerdings nicht unter meinem richtigen Namen; ich habe mich nach meinem Großvater John Prince genannt.“

Schuppski hob den Kopf. „Nachtwächter?! – Ich erinnere mich dunkel daran, dass ich da mal was gelesen habe. Irgendwie war irgendwo irgendwann etwas mit einem Nachtwächter, der verschwunden ist und ein paar Tage später im Wald wiedergefunden wurde und stumm war. Oder irgendsoetwas.“

Snape bezweifelte, dass irgendeine Zeitung einem Nachtwächter Aufmerksamkeit widmete, aber er war bereit, noch nach dem kleinsten Strohalm zu greifen.

„Schätze, wir müssen in den Archiven der Muggelzeitungen suchen“, setzte Schuppski fort. „Was in der magischen Welt gedruckt wurde, habe ich schon durchgeackert, angefangen vom ´Propheten´ über die ´Hexenwoche´ bis hin zum ´Quibbler´.“

„Der ´Quibbler´?“ Snape kräuselte Meiers Oberlippe so wie er früher seine eigene gekräuselt hatte.

„Hmm“, machte Schuppski, „der ´Quibbler´ ist ein bisschen seriöser geworden, seit Luna Lovegood Chefredakteurin ist. Sie schreiben jetzt viel über übersinnliche Phänomene, unerklärliche Erscheinungen und so.“

„Und das ist seriös?“

„Zugegeben, die Schlussfolgerungen klingen schon manchmal komisch“, antwortete Schuppski, „aber die

Erscheinungen selber sind ordentlich beschrieben. Ich habe einiges nachgeprüft. Vor einer ganzen Weile haben sie etwas gebracht über eine Landung von Außerirdischen und ihren anschließenden Abflug. Ich habe mir die Mühe gemacht, an den Schauplatz zu gehen und die Zeugen zu fragen. Es hätte sein können.“

Snape wusste nicht, warum sich seine Nackenhaare sträubten. „Ach ja, und die Außerirdischen haben Hermann Meier und mich vertauscht.“

Es hatte sarkastisch klingen sollen, geriet aber so traurig-hoffnungslos, dass Schuppski aufsah.

„Du meine Güte! Ich glaube, das war tatsächlich so um die Zeit herum, als man Sie auf der Straße gefunden hat. Und es gab noch mehr Berichte über verschwundene und wiederaufgetauchte Leute.“

Das Kribbeln in Snapes Nacken wurde stärker.

Eine blonde Schaffnerin kam die Fahrkarten kontrollieren. Thomas Schuppski flirtete mit ihr; Severus Snape fand das peinlich. Danach sprachen die beiden Männer über etwas anderes, das Kribbeln verschwand.

Spinners End war eine Enttäuschung. Snape fand sein Haus auf Anhieb wieder. Es sah aus wie alle anderen Häuser der Siedlung; das Dach halb zerfallen, die Scheiben geborsten, die Eingangstür hing schief in den Angeln. Sie gingen durch die Räume, stiegen über heruntergefallene Putzbrocken. Nichts im ganzen Haus erinnerte mehr an seine ehemaligen Bewohner. Kein Möbelstück, keine Teppichreste, kein liegengebliebener Gegenstand weckten noch irgendwelche Bilder in Snapes Kopf. Sehr bald schon verließen sie das Haus wieder.

Auf der Straße drehte Snape sich noch einmal um. Hierher würde er nicht mehr zurückkehren. Er schaute vom unkrautüberwucherten Weg zur bröckelnden Fassade und prägte sich das Bild ein. Ein anderes schob sich darüber: Heile Fassade, die Umgebung tief verschneit. Spuren auf dem Weg, eine zusammengekauerte Gestalt vor der Haustür. Von der Nachbarsiedlung wehte der Klang von Kirchenglocken herüber.

Das Bild verblasste. Snape ahnte mehr als dass er wusste, dass diese zusammengekauerte Gestalt eine immense Bedeutung in dem Teil seines Lebens hatte, der erinnerungsmäßig noch im Dunklen lag, und er grübelte den Rest des Tages vor sich hin.

Die nächsten Tage verbrachten die beiden Männer damit, in den Archiven der verschiedensten Zeitungen nach jenem Artikel über den verschwundenen Nachtwächter zu suchen. Thomas Schuppski wurde erst am Abend des vierten Tages in einer kleinen Regionalzeitung fündig.

In dem Artikel stand, dass der vierzehn Tage zuvor verschwundene John Prince von seiner Lebensgefährtin im Wald aufgefunden worden war: halb verhungert, verwirrt, nicht in der Lage, sich verbal oder sonst irgendwie mitzuteilen.

Ein Kribbeln lief von den Zehen bis zu den Haarwurzeln und wieder zurück durch Meiers Körper. Snapes Seele darin war alarmiert. Wenn diese Lebensgefährtin – die Gestalt an der Tür? – John Prince wiedererkannt hatte, bedeutete das ja wohl, dass es sich um Severus Snapes Körper handelte.

Dummerweise fehlte in dem Artikel jegliche Ortsangabe, obwohl die Polizei um Hinweise bat, die den Verbleib des John Prince in den zwei Wochen von seinem Verschwinden nach Dienstschluss bis zum Wiederauftauchen erklären konnten.

Schuppski schimpfte über diese journalistische Schlampigkeit. „So was hätte ich nie abliefern dürfen!“, wettete er, „Nicht mal die Beschreibung von John Prince haben sie abgedruckt! Wie sollen die Leute dann wissen, ob sie den Vermissten gesehen haben?“

Am nächsten Morgen sprachen sie in der Redaktion vor. Es war, als ob sie gegen eine Mauer anrannten. Der Chefredakteur war verreist, sein Stellvertreter unterwegs und der Mitarbeiter, von dem der Artikel stammte, war gefeuert worden.

Snape wurde heiß in Meiers Körper, am liebsten wäre er mit den Fäusten auf die Mitarbeiter losgegangen. Thomas Schuppski jedoch blieb ganz ruhig und bat freundlich darum, die zu dem Artikel gehörenden Meldungen und Recherchen einsehen zu dürfen. Die Redaktionsassistentin bemühte sich wirklich und suchte eine Stunde intensiv überall herum, konnte aber nichts finden. Ziemlich verlegen gab sie schließlich zu, dass der gefeuerte Mitarbeiter vieles durch den Reißwolf gejagt hatte, was von seiner Arbeit noch in der Redaktion aufbewahrt wurde. „Und was man mit ‘Format C` bewirkt, brauche ich wohl nicht extra zu erklären“, meinte sie abschließend.

Schuppski nickte und verabschiedete sich freundlich. „Was heißt ‘Format C`?“, fragte Snape, als sie wieder draußen auf der Straße standen. Schuppski sah ihn an, als käme er von einem anderen Stern. „Da wird die

Festplatte im Computer neu formatiert, wissen Sie das nicht?“ – „Nein. Mit Computern habe ich mich noch nie beschäftigt.“ – „Upps.“

Schuppski überlegte eine Weile. Dann sagte er: „Die Festplatte im Computer ist das Ding, wo alle Informationen drauf gespeichert sind. Alle Programme, alle Daten, die der Benutzer eingegeben hat, alle Texte und so weiter. Dieses 'Format C' macht die Festplatte wieder sauber und wie neu, alles ist dann weg und kann nicht wieder hergestellt werden.“

„Upps“, machte jetzt Snape. „Was meinen Sie, hat die Kleine uns die Wahrheit gesagt?“

„Ja, hat sie. Sie haben diesen Harold White fristlos entlassen. Vorher gab's richtig Zoff und ehe sie was gemerkt haben, hat er seinen Computer gelöscht und einen Großteil der handgeschriebenen Notizen in den Reißwolf gestopft.“

„Woher wissen Sie das mit dem Zoff und der *fristlosen* Entlassung? Wenn ich mich recht erinnere, hat die Frau kein Wort darüber gesagt.“

Schuppski grinste. „Ich habe da so meine Methoden...“

Snape schluckte. „Legilimentik?“

Schuppski grinste, nickte und sagte: „Dann fahren wir eben zur Polizei.“ Er telefonierte ein paar Mal, dann wusste er, welche Dienststelle damals zuständig gewesen war. Sie mieteten ein Auto und fuhren hin. Snape übernahm das Steuer, nachdem Schuppski zugegeben hatte, keinen Führerschein zu besitzen: „Ich habe so was nicht nötig.“

„Ich normalerweise auch nicht“, brummte Snape und quetschte Meiers Körper auf den Sitz des Kleinwagens. „Ich habe festgestellt, dass man als Zauberer um einiges einfacher und billiger lebt.“ – „Stimmt genau.“

Auf der kleinen Polizeiwache erreichten sie rein gar nichts. Der Fall war längst beiseite gelegt, der damals zuständige Beamte nicht da und der Diensthabende hatte keine Ahnung. Einsicht in die Akten erhielten sie natürlich nicht und Schuppski wagte nicht, mit Zauberei zu arbeiten.

Frustriert und müde fuhren sie wieder zurück. Sonst saßen sie abends oft bei einem Drink zusammen und berieten, was sie weiter tun wollten. Heute aber schwiegen sie und die Drinks wurden warm. Irgendwann schlug Snape vor, Schuppski solle seinen Erinnerungen mit Legilimentik auf die Sprünge helfen.

Schuppski versuchte es, musste aber nach einer Stunde aufgeben. „Ich komme nicht durch zu Ihnen, da ist eine Mauer in Ihrem Kopf.“

Resigniert zogen sie sich zurück. Snape schrieb ein paar knappe Zeilen an Minna, dann kroch er ins Bett und starrte noch lange an die Decke, ehe ihm die Augen zufielen.

Station 0815

Vorab: *Hallo, Keria66! Willkommen in meiner kleinen Lesergemeinde. Schön, wenn man so positives Echo bekommt.*

Tja, was macht Minna, während Severus nicht daheim ist??? Futter und einkaufen, nehme ich an, aber Snape hat im Moment andere Sorgen...

Übrigens: Was die Frau vor der Haustür von Spinners End betrifft (letztes Kapitel), die stammt aus meinem weihnachtlichen Oneshot "Bescherung in Spinners End".

Moment mal, habe ich da nicht gerade ein Signal von Station 0815 empfangen? Schauen wir doch gleich mal nach!

Wütend stapfte Nullsieben im Arbeitsbereich umher und schimpfte auf Nummer Eins. Vor einer Einheit hatte er den Empfang einer Anweisung bestätigen müssen, in der Nummer Eins ihm verbot, die Ausrüstung von Station 0815 für die Persönliche Wissensinfiltration zu benutzen. Außerdem hatte er ab sofort ein auf 0,000010 Einheiten genaues Handlungsprotokoll zu erstellen und zwei mal pro Planetenumdrehung an die Basis zu senden. Fffrrr... Du kannst mich mal am Bauch...! – Was war das denn? Nullsieben rieb sich die Sehdinge und starrte wieder auf den Ausgabeschirm der Empfangsanlage. Die spannen wohl jetzt vollkommen? Das konnte doch wohl nicht sein, das waren doch alles Unmögliche Daten, oder? Nullsieben brach die Suche ab, schaltete die Anlage aus und wartete 0,500000 Einheiten. Dann brachte er alles wieder in Gang. In der Antwortspalte erschienen dort, wo vor kurzem nur 0,000001er und dann 0,000000er Signale gekommen waren, wieder die 0,937425er Werte und ähnliche Größenordnungen. Ein Kontrollpunkt bestätigte aber, dass die Anlage einwandfrei arbeitete. Sollte das etwa...? Wenn diese Zahlen stimmten, hieß das ja, dass Objekt 13 im Unmittelbaren Einzugsbereich der Station aufgetaucht war!

Bis vor kurzem hatte Nullsieben die Antwortsignale aus dem Bereich von Station 0913 erhalten. Die befand sich mitten in einer Siedlungsbällung der Erdlinge auf dem oberen Abschluss einer ihrer Lebensstationen. Sie war hervorragend getarnt, aber so unbequem, dass Nullsieben es vorgezogen hatte, hier in 0815 zu bleiben. Gerade hatte er in den Ortsveränderungen von Objekt 13 ein gewisses Muster erkannt, da war es aus dem Suchfeld verschwunden gewesen. Nullsieben hatte sich zum ersten Mal geärgert, dass er Wissen infiltriert hatte statt seine Arbeit zu machen.

Und nun tauchte Objekt 13 hier in der Nähe auf! Noch einmal durfte das Erdlingsmännchen ihm nicht entweichen!

Nullsieben pflanzte sich vor das Auswertegerät, zog die Daten herüber und verglich sie mit denen von Objekt 13.

Das Auswertegerät meldete einen Übereinstimmungsfaktor von 0,9183784. Nullsiebens Hirn arbeitete auf Hochtouren. Moment – hatte nicht ein unvollständiger Austausch zwischen zwei Individuen stattgefunden? Das bedeutete, dass Objekt 13 mit diesem Faktor von 0,9183784 im Körper eines anderen Männchens steckte und im Körper von Objekt 13 0,9183784 Teile des anderen Individuums.

Nullsieben koppelte die Bewegungsdaten des beobachteten Objekts mit den Raumdaten, die sie im Einzugsbereich von Station 0815 gewonnen hatten. Vielleicht konnte er ja auch hier ein Bewegungsmuster erkennen. Dann brachte er den Parallelanalysator auf Betriebstemperatur und wandte sich wieder der Empfangsanlage zu.

Ein schriller Alarmton erinnerte ihn daran, dass die Nahrungsaufnahme überfällig war. Geistesabwesend bestellte er Mahlzeit 327184 und nahm die Nahrung auf, ohne den Blick von der Anzeige zu nehmen.

Als der Parallelanalysator Bereitschaft meldete, speiste Nullsieben die Daten des beobachteten Objektes ein und reaktivierte die von Objekt 13. Anschließend trug er dem Parallelanalysator auf, so viele Daten wie möglich von dem Austauschobjekt zu gewinnen, damit eine Suche gestartet werden konnte.

Nullsieben war so in seine Arbeit vertieft, dass er das Klongsignal des Kommunikators nicht wahrnahm. Erst als die scharfe Stimme von Nummer Eins durch den Arbeitsbereich hallte, sah er auf.

„Nullsieben, Ihr Handlungsprotokoll ist überfällig! Was haben Sie die ganze Zeit getrieben? Denken Sie daran, dass Sie sich nicht um Ihre Aufgabe drücken können!“

„Ppprrrigggffff!“

Dieses Wort lässt sich nicht wirklich sinnvoll übersetzen. Es scheint eine Zusammensetzung aus dem Vulgarismus für „Gesäß“ und der Bezeichnung eines Musikinstrumentes zu sein. Deutlich verstehbar ist aber die Antwort, die Nullsieben in den Kommunikator klopfte:

Von: Nullsieben, Station 0815, Planet 2381793

An: Nummer Eins, Basis, irgendwo im Universum

Es ist mir gelungen, das Objekt 13 im Unmittelbaren Einzugsbereich von Station 0815 zu orten. Es bewegt sich chaotisch im Bereich.

Zur Zeit bin ich damit beschäftigt, aus den empfangenen Daten von Objekt 13 das Datenprofil des Austauschobjektes zu erstellen. Dabei bleibt nicht 0,000001 Einheit übrig, um sie mit der Erstellung eines Handlungsprotokolls zu verschwenden.“

Über die Antwort von Nummer Eins wunderte sich Nullsieben überhaupt nicht. Nummer Eins bezweifelte natürlich, dass Nullsieben wirklich das Objekt 13 geortet hatte.

Hier noch die letzte Meldung dieser Umdrehung:

Von: Nullsieben, Station 0815, Planet 2381793

An: Nummer Eins, Basis, irgendwo im Universum

„Zweifeln Sie, wenn Sie meinen, zweifeln zu müssen. Ich werde mein Möglichstes tun, um die beiden Objekte wieder auszutauschen. Wenn mir dies gelungen ist, melde ich mich mit der Bitte um Abholung.“

Das Wiedersehen

Vorab: *Vielen Dank an meine Stammleser für die lieben Kommiss!*

@Eo-Lahallia: *zu Kommi 1: Weiterlesen! / Zu Kommi 2: Habe leider die Reaktion von Nulleins verpasst. Schätze, er ist lila angelaufen und hat getobt...[/i]*

@Amira: *Tut mir echt Leid für Deine technischen Probleme; ich hoffe, dass die Benachrichtigung diesmal durchkommt*

Er fuhr in die derben Schuhe und warf den alten Umhang über. Dann steckte er den Kopf durch die weißlackierte Tür in eine helle, gemütliche Küche. Die rothaarige Frau war damit beschäftigt, ein Messer zu schärfen, welches sie ihm zusammen mit einem Korb und einem Proviantpaket überreichte.

Er griff zu und wachte auf. Ihm war kalt. Er sah sich um. Im Schein einer entfernten Straßenlaterne erkannte er das billige, kahle Hotelzimmer wieder, in das er sich eingemietet hatte. Er tastete über seinen Körper, fühlte den schwabbeligen Bauch. Was hatte er denn sonst erwartet? Brummend zog er sich die heruntergerutschte Decke wieder über und lenkte seine Gedanken zu der Rothaarigen in der Küche. Wer war die Frau? Wo befand sich die Küche? Die Möbel kamen ihm bekannt vor, aber die hatten nie in Spinners End gestanden.

Seine Füße wurden wieder warm, über seinen Grübeleien schlief er ein. Der Traum setzte sich fort. Er verließ das Haus. An der Pforte drehte er sich um und winkte der Frau.

Er marschierte über Felder, auf denen sich erstes Grün zeigte. Im Schutze eines Gebüsches disapparierte er und landete inmitten eines tiefen, dunklen Waldes. Der Boden war mit bemoosten Steinen übersät. Er folgte einem kaum sichtbaren Pfad, der sich um die dicksten Felsbrocken herumschlängelte. Es war auffallend still, kein Vogelgezwitscher war zu hören. Er fühlte sich unwohl, glaubte, beobachtet zu werden. Im Weitergehen sah er sich um. War da nicht ein Schatten? Dort, hinter dem Stamm der alten Buche? Nein, da war nichts. Snape schalt sich einen alten Narren. Wer sollte ihm hier heimlich folgen? Die Pilze, die zu ernten er beabsichtigte, waren kein Geheimnis. Etliche Tränkekundler kannten den Platz und ernteten dort.

Dennoch, er wurde das Gefühl nicht los, dass er nicht allein im Wald war. Hatte da links nicht etwas geraschelt? Er starrte an die Stelle. War dort nun ein Schatten oder war dort keiner?

Der Schweiß brach ihm aus. Er war allein und lief völlig offen auf dem Pfad. Wenn es wirklich alte Todesser waren, die ihm auflauerten, dann hätten sie ihn schon längst töten können. Wollten sie ihn verrückt machen? Nein, das würde er nicht zulassen. Langsam, alle Sinne geschärft, schritt er weiter. Da, wieder ein Huschen, hinter ihm ein Knacken. Was ging hier vor? Wenn es Menschen wären, müsste er ja ihre Präsenz spüren, oder nicht? Selbst die Gegenwart von Muggeln fühlte er doch immer zuverlässig...

Er trat auf die Lichtung hinaus, sah nach unten, ob noch Pilze da waren. Da standen sie, hatten ihn eingekreist. Glatzköpfige Gestalten mit riesigen Augen, kugelrunden Nasen und lippenlosen Mündern. Jeder von ihnen hielt etwas in der vorgestreckten rechten Hand. Gelbe Lichter zuckten auf.

Er erwachte und atmete keuchend. War er des Rätsels Lösung auf der Spur? Thomas Schuppski hatte kürzlich von Außerirdischen gesprochen...

Severus Snape war so müde nach den Strapazen der letzten Tage, dass er wieder einschlieft.

Er fand sich in einem überheizten Raum wieder, zusammen mit mehreren anderen Männern hockte er auf einem Kissen am Boden. Keiner sprach ein Wort, sie starrten sich gegenseitig an. Es roch nach Angst.

Wieder erwachte Snape, drehte Meiers Körper auf die andere Seite, schlief weiter.

Er lag auf dem Rücken, nackt, unfähig, sich zu bewegen – er war festgeschnallt. Diese großäugigen Glatzköpfe fummelten an ihm herum. Sie piekten ihn, klebten ihm Drähte an, befühlten seine Knie. Ihre Münder bewegten sich, Geräusche entstanden. Sie sprachen in einer fremden Sprache.

Mit trockenem Mund wachte Snape wieder auf und sah auf die Uhr. Er war kurz nach sieben. Entschlossen stand er auf und ging ins Badezimmer.

Im Frühstücksraum traf er wie verabredet mit Thomas Schuppski zusammen. Sie tauschten ein paar Höflichkeitsfloskeln aus, aßen ansonsten schweigend. Dann fragte Schuppski: „Was machen wir jetzt?“

Snape antwortete: „Wir brauchen diese Ausgabe vom Quibbler, von der Sie mir im Zug erzählt haben. Sie wissen schon, die mit den Außerirdischen. Ich habe heute Nacht was ganz Komisches geträumt.“ Er berichtete ziemlich ausführlich davon.

„Upps!“, meinte Schuppski nur. „Ich schätze, ich apparriere mal in die Redaktion und rede mit Luna. Sie bewahrt bestimmt ein paar Exemplare auf.“

Nach einer halben Stunde war Schuppski wieder da und wedelte mit einem bunten Heft. „Ich hab´s! Hier.“

Snape las den recht detailgetreuen Bericht über eine merkwürdige Beobachtung. Eine ältere Muggelfrau hatte gesehen, wie auf einer Wiese ein riesiges zylinderförmiges Ding niedergegangen war, in dem sich nach einer Weile ein Loch auftat. Heraus kamen vier menschenähnliche Gestalten ohne Haare, mit riesigen Augen und kugeligen Nasen. Sie waren mit seltsam hüpfenden Gang im Wald verschwunden.

Nach drei Stunden kamen mindestens zwanzig dieser Wesen zurück und hüpfen in den Zylinder, der daraufhin in den Himmel stieg, ohne ein Geräusch zu machen. Während der ganzen Zeit hatte die Frau zwar in ihrem Haus herumgehen können, aber es war ihr nicht möglich gewesen, die Tür oder ein Fenster zu öffnen. Telefon und Handy waren gestört und funktionierten erst wieder, als der Zylinder weg war.

„Genau so, wie die Wesen hier beschrieben sind, sahen die in meinem Traum auch aus! Und schauen Sie mal auf das Datum! Genau an dem Tag hat man mich auf der Straße gefunden!“

„Sie meinen, diese Typen da waren wirklich Außerirdische?“, fragte Schuppski ein klein wenig zweifelnd. „Und die haben Sie in Meiers Körper versetzt?“

„Es wäre immerhin möglich, oder?“ Mit einem Mal sackte Meiers Körper auf dem Stuhl zusammen. „Wenn sie alle weg sind, dann geht nichts mehr rückgängig zu machen.“

„Wer sagt denn, dass sie wirklich weg sind?“, versuchte Schuppski, ihn zu trösten. „Ich weiß, wo dieser Zylinder – das Raumschiff – gestanden hat. Dorthin fahren wir jetzt und schauen uns um. Mit Nichtstun erreichen wir gleich gar nichts.“

Sie bezahlten ihre Zimmer und brachen auf.

Den Mietwagen parkten sie am Rand der Wiese, auf der das Raumschiff gestanden hatte. Nichts wies mehr darauf hin. Sie durchstreiften den Wald, ohne auch nur die winzigste Spur zu finden. „Wir müssen systematisch suchen. Sie waren nach drei Stunden wieder da. Also wissen wir, wie weit wir die Suche ungefähr ausdehnen müssen. Jetzt suchen wir uns hier in der Nähe ein Quartier und beschaffen eine Karte.“

Snape nickte. Die Straße ins nächste größere Dorf, wo sie sich einen Gasthof erhofften, führte durch den Wald. Plötzlich bremste Snape. „Dort, unterhalb von diesem Felsgebilde, da ist die Stelle, wo ich immer die Pilze geerntet habe.“

Schuppski sah zur Uhr. „Dann beginnen wir morgen dort mit der Suche.“

Auf der anderen Seite des Waldes fuhren sie durch ein langgestrecktes Dorf, das Snape seltsam bekannt vorkam. Um einen Dorfplatz gruppierten sich eine Kirche, das Rathaus, ein Postamt, ein Lebensmittelladen und ein Gasthof. Letzterer hieß „Zum Goldenen Apfel“ und war schon seit längerem geschlossen. Überhaupt schienen etliche Geschäfte und Häuser verlassen zu sein.

„Puh“, machte Thomas Schuppski. Snape zuckte mit den Schultern und steuerte den Wagen wieder auf die Hauptstraße.

Nach ein paar Meilen verkündete ein Schild, dass man sich einem Motel näherte. „Besser als nichts“, knurrte Snape und fuhr auf den Parkplatz. Sie hatten Glück, es waren Zimmer frei; es stellte sich heraus, dass sie die einzigen Gäste waren. Die Wirtin erwies sich als ausgesprochen auskunftsfreudig. Sie hatte von den Außerirdischen gehört, aber eben nur gehört. Wenn man ihren Worten glauben konnte, waren in der Gegend seltsame Dinge vorgegangen.

Außerdem erzählte sie, man habe im vergangenen Frühjahr im nahen Wald einen Mann wiedergefunden, der seit zwei Wochen vermisst worden war. Mit dem Mann musste etwas Merkwürdiges passiert sein – er war total verwirrt und stumm.

Snape und Schuppski sahen sich an. Schuppski übernahm es, zu fragen. „Was ist aus dem Mann geworden? Kann er wieder reden und erzählen, was passiert ist?“

„Nein, ich glaube nicht“, antwortete die Wirtin. „Ich bin vor ein paar Wochen dort vorbeigekommen. Er saß da und hat nur vor sich hin gestiert. Dieser Blick – mir läuft es jetzt noch kalt den Rücken runter! Die arme Frau! Sie hat gar nichts mehr vom Leben, muss ständig auf ihn aufpassen und ihm alles sagen, was er machen soll, jeden Handgriff. Schrecklich, nicht wahr?“

Snape saß kerzengerade da. Er glaubte zu wissen, von wem die Wirtin sprach. Thomas Schuppski fragte

vorsichtig weiter, aber bevor sie herausbekommen konnten, wie die Leute hießen und wo sie wohnten, klingelte das Telefon. Die Wirtin sprach hektisch in die Muschel, dann stürzte sie wie angestochen hin und her. Schließlich sagte sie zu ihren beiden Gästen: „Ich muss weg, hier sind die Schlüssel. Morgen früh bin ich wieder da.“

Snape schlief auch in dieser Nacht schlecht. Er wälzte sich von einer Seite auf die andere, die Gedanken drehten sich im Kreis.

Außerirdische? Völlig absurd! Oder? Die Muggel hatten es nicht geschafft, den Körper von der Seele, dem Geist, der Persönlichkeit, wie auch immer man das nennen mochte, zu trennen. Wozu sollte es auch gut sein?

Um Horkruxe herzustellen, war gehobenste Schwarze Magie notwendig. Man musste skrupellos genug sein, irgendwen zu töten und man musste damit leben können, nur noch als halber Mensch übrig zu bleiben, ohne Einfluss darauf zu haben, welcher Teil blieb. Das hatte er in den Büchern gelesen, die Dumbledore ihm gegeben hatte, damit er wusste, was Voldemort getan hatte. Die Bücher! Snape fuhr hoch und saß kerzengerade im Bett.

Er hatte gewusst, wo Dumbledore die wertvollen und gefährlichen Bände aufbewahrt hatte, hatte gesehen, wie er sie versteckt hatte. Aber als er nach seiner Ernennung zum Direktor an die Schule zurückkam, waren sie verschwunden – ohne dass Spuren von einem Einbruch zeugten. Vielleicht sollte er ja die Bücher suchen, vielleicht war es seine Bestimmung, diese gefährlichen Dinge wieder in Sicherheit zu bringen? Vielleicht sollte er deshalb am Leben bleiben? Hatte am Ende Sybil Trelawney recht mit ihrer Behauptung, jedem Menschen sei von Geburt an ein bestimmtes Schicksal zgedacht?

...

Er saß in seinem Büro am Schreibtisch und las im Schein von zwei Kerzen im „Tränkejournal“. Es klopfte, die Tür ging auf, ehe er „ja bitte“ sagen konnte und Sybil Trelawney trippelte herein. In der Hand hielt sie eine Flasche Elfenwein, um die eine grün-silberne Schleife gebunden war. „Happy Birthday, Severus“, flötete sie und überreichte ihm den Wein. Ohne dass er sie dazu aufgefordert hatte, setzte sie sich ihm gegenüber auf seinen Besucherstuhl. Notgedrungen bot er ihr ein Glas Nesselwein an, obwohl er sie lieber hinausgeworfen hätte.

Sybil prostete ihm zu. Er hob ebenfalls sein Glas und hoffte, dass sie bald wieder ging und ihn nicht mit ihren Vorhersagen belästigte. Doch da fing sie schon an zu säuseln: „Weißt du, Severus, der dreißigste Geburtstag ist nicht ein Geburtstag wie jeder andere. Es ist ein besonderer Tag im Leben eines Zauberers.“ Sie senkte ihre Stimme zu jenem geheimnisvollen Raunen, das bei ihm den Wunsch zum Augenverdrehen auslöste. „Am dreißigsten Geburtstag kann man weit in die Zukunft eines Menschen schauen. Jedem Einzelnen ist sein Schicksal vorherbestimmt und nur wenige sind in der Lage, es zu erkennen.“

Sie machte eine Kunstpause.

„Dir sind große Dinge beschieden, Severus, wirklich große Dinge. Auf dich kommen wichtige und gefährliche Aufgaben zu, und du wirst Hilfe brauchen.“

Sie machte wieder eine Kunstpause. Severus presste die Lippen zusammen und schwieg. Insgeheim fragte er sich, ob die Trelawney eine Ahnung von seinem Doppelleben hatte. Hoffentlich nicht.

„Ich weiß genau, dass es unser vorherbestimmtes Schicksal war, dass wir beide, du und ich, hier zusammengetroffen sind.“

‘Hoffentlich hat das Schicksal bestimmt, dass du gleich wieder gehst’, dachte er. Er wollte eigentlich den Artikel über die neuesten Heiltränke zu Ende lesen.

„Unsere Wege mussten sich kreuzen und wir sollen uns nicht mehr aus den Augen verlieren.“

War das jetzt ein Heiratsantrag? Bloß nicht! Lieber würde er sein Leben lang Impotee trinken, als mit Trelawney...

...

Sybil Trelawney.

Snape starrte in die Dunkelheit. Als Lehrerin war sie völlig unfähig gewesen, als Seherin eigentlich eine Stümperin. Sie hatte ihre Sehergabe nie ausgebildet, hatte geglaubt, es würde reichen, eine berühmte Seherin als Großmutter zu haben und sich komisch anzuziehen. Und doch hatte sie dann und wann Visionen, hatte Dinge prophezeit, die eingetroffen waren, hatte echte Lebensweisheiten von sich gegeben. Später war sie dem Brandy verfallen, ihr Absturz unvermeidlich gewesen. Sie lebte jetzt in der besonderen Abteilung im St. Mungo’s...

Arme Sybil... Ein bisschen tat sie ihm Leid. Niemand hatte sie wirklich für voll genommen...

Die Bücher.

Wie sollte er an die magischen Bände herankommen, wenn er keinen Funken Magie mehr im Leibe hatte? Er bezweifelte, dass sie wirklich die Außerirdischen fanden, zweifelte, ob die wirklich daran Schuld waren, dass er in Meiers Körper leben musste und glaubte nicht, dass das je wieder rückgängig zu machen sei. Selbst wenn sie Kontakt bekamen... Es war absurd.

Snape fühlte sich in dieser Nacht so elend und hoffnungslos wie nie zuvor. Es hatte alles keinen Sinn mehr.

Er fiel in einen Halbschlaf, wurde von verrückten Träumen heimgesucht, die bösen Geister der Vergangenheit tauchten auf und verschwanden. Er fand sich in einem schwarzen Raum wieder, seine Umgebung fühlte sich seltsam dick an, jede Bewegung fiel schwer. So schwebte er regungslos im Irgendwo. Von weit her sah er einen winzigen Lichtpunkt auf sich zukommen. Der Lichtpunkt wurde größer und nahm Gestalt an. Sybil Trelawney schwebte an ihm vorüber. Nein, durch ihn hindurch. Ein grusliges Gefühl. In seinem Kopf hörte er ihre Stimme sagen: „Unsere Wege mussten sich kreuzen und wir sollen uns nicht mehr aus den Augen verlieren.“

Es wurde wieder schwarz und warm um ihn herum. Dann tauchte erneut ein Lichtpunkt auf, kam näher und nahm Gestalt an. Lily Evans streckte die Hände nach ihm aus, als sie an ihm vorbeischwebte. Er versuchte, nach ihr zu greifen, schaffte es aber nicht, seine Arme zu bewegen. Lily flog weiter und verschwand.

Als der dritte Lichtpunkt auftauchte, hatte Snape nur noch den Wunsch zu verschwinden, aber er musste bleiben, wo er war. Dumbledore baute sich vor ihm auf, in voller Lebensgröße und viel körperlicher als die vorhergehenden Erscheinungen. „Du willst aufgeben?“, fragte er drohend. „Du hast nie aufgegeben, warum gerade jetzt?“

Von irgendwoher war ein rhythmisches Pochen zu hören. Weg war der Alte.

Snape wachte auf, sein - besser: Meiers - Körper war von kaltem Schweiß bedeckt. Er atmete schwer.

Das Pochen war noch da. Es kam von der Tür. Draußen rief jemand: „Herr Meier? Alles in Ordnung mit Ihnen?“ Thomas Schuppski.

Snape sah auf die Uhr. Die zeigte auf kurz vor Neun. Gab es denn so was? Um Neun, und er lag noch im Bett? Er erhob sich rasch. „Schon okay, ich hab’s ein bisschen verschlafen.“ Ihm taten alle Glieder weh, kein Wunder nach der Nacht...

Thomas Schuppski runzelte kritisch die Brauen, als er Snape am Frühstückstisch gegenüber saß. „Sind Sie sicher, dass Sie nicht krank sind? Sie sehen furchtbar aus.“

„Ich bin nicht krank“, antwortete Snape trotzig.

Das Frühstück schmeckte scheußlich. Der Kaffee war dünn und kalt, der Toast steinhart und verbrannt. Als die Wirtin in der Küche war, sagte Snape: „Wir suchen als erstes was ordentliches zu Essen und trinken einen guten Tee. Vorher mache ich nichts anderes.“

Sie beschlossen, in die nächste größere Ortschaft zu fahren. Sie hofften, neben ordentlicher Verpflegung auch genaue Karten der Umgebung kaufen zu können und Snape brauchte Pflaster, er hatte sich Blasen gelaufen. Warum mussten Meiers Füße auch so aufquellen?

Am Stadtrand befand sich ein Einkaufszentrum, das steuerten sie an. Eine Imbissstube versprach viel Frühstück für wenig Geld, sie probierten es und wurden nicht enttäuscht. Mit einem guten Tee und ordentlich Schinken und Eiern in Meiers Magen fühlte Snape sich gewappnet für das, was kam. Er berichtete in knappen Worten von seinen Zweifeln und Alpträumen. „Ich sollte mir langsam Gedanken machen, was ich tue, wenn wir keinen Erfolg haben. Die Chancen sind ja wirklich ziemlich gering, oder?“

„Na ja, ehrlich gesagt, viel Hoffnung habe ich nicht. Ich habe diese alte Frau nach allen Regeln der Legilimentik-Kunst ausgequetscht. Es kann sein, dass die Außerirdischen wirklich alle weg sind. Aber vielleicht finden wir noch die Station, wo man Sie gefangen gehalten hat.“

„Vielleicht. Aber ich glaube es nicht wirklich. Wahrscheinlich ist da niemand mehr, sonst hätte es bestimmt Berichte über Sichtungen gegeben.“

„Wir haben danach gar nicht geschaut.“

Snape goss sich noch eine Tasse Tee ein, schlürfte genüsslich das belebende Gebräu und schaute aus dem Fenster. Wenn er schon in Hermann Meiers Körper bleiben musste – bei Minna würde er nicht bleiben. Er würde sich scheiden lassen und sich irgendwo hier in der Nähe niederlassen...

Da sah er sie. Das widerspenstige dunkelrote Haar hatte sie wie früher mit einfachen Klemmen über den Ohren gebändigt. Die braune Kutte, die sie nur gekauft hatte, weil sie warm und billig war, flatterte offen um ihren Körper. Darunter trug sie den smaragdgrünen Pullover, den sie aus der Wolle gestrickt hatte, die er ihr in jenem Jahr zu Weihnachten geschenkt hatte, als sie das erste Mal zusammen...

Er löste sich aus seiner Erstarrung und stürzte hinaus, rannte so schnell ihn Meiers Füße trugen, hinter ihr her. „Mary! Mary Louise!“

Die Frau drehte sich um. Sie war es wirklich! Noch drei Schritte, noch zwei, er umarmte sie fest. „Mary Louise! Du bist es wirklich!“

Sie wehrte sich, zappelte, rief: „He, was soll das, was wollen Sie?“

Er lockerte die Umarmung. „Ich bin Severus Snape!“

Sie schrie: „Wollen Sie mich verhöhnen? Severus ist schwer krank!“

Leute drehten sich nach ihnen um. Leise sagte er: „Ich weiß. Es ist nicht leicht zu erklären, aber ich BIN Severus. Die Kutte hast du für zehn Pfund bei dieser Vietnamesin auf dem Wochenmarkt in Edinburgh gekauft. Die Wolle für den Pullover habe ich dir Weihnachten Nulleins geschenkt, fertig gestrickt hattest du im September Nullzwei. Und zum Geburtstag Nulldrei hast du mir einen grauen Rollkragenpullover mit genau demselben Muster geschenkt.“

Während er gesprochen hatte, waren ihre Augen immer größer geworden. „Das sind Sachen, die eigentlich nur Severus Snape wissen kann.“ Sie schüttelte den Kopf, Tränen traten in ihre Augen.

„Was genau passiert ist, weiß ich nicht. Ich erinnere mich aber noch daran, dass du mein Pilzmesser geschärft hast, dann bin ich disappariert. Im Wald standen mir plötzlich so komische Gestalten gegenüber...“ Immer hastiger sprechend berichtete er von seinem Aufenthalt bei den Fremdlingen. „Schließlich bin ich irgendwo in Deutschland bewusstlos auf einer Straße gefunden worden. Als ich wieder zu mir kam, steckte ich in diesem Körper hier.“

Inzwischen war Thomas Schuppski zu ihnen getreten. Severus stellte die beiden einander vor. Mary Louise war bleich geworden, mit flackernden Augen sah sie von einem zum anderen.

„Das heißt, in Severus' Körper lebt jetzt ein Hermann Meier?“

„Ja, Mrs. Winterbottom, wahrscheinlich. Aber es scheint, dass ein bisschen von Meier noch in Meiers Körper steckt. Das müsste bei Hermann in Snapes Körper fehlen.“

Ohne Vorwarnung sackte die Frau zusammen. Snape fing sie auf, Schuppski holte ein Riechfläschchen aus seiner Jackentasche. Mary Louise kam wieder zu sich.

„Ich müsste eigentlich ganz schnell nach Hause“, sagte sie verlegen. „Severus ist... ich kann ihn nicht lange alleine lassen, verstehen Sie?“

Severus und Schuppski nickten.

„Vielleicht kommen Sie mit zu mir nach Hause, da können wir weiter reden.“

Snape sagte: „Ich kann nicht zaubern, deshalb sind wir mit dem Auto unterwegs. Fahren Sie doch mit uns mit, so weit ist es ja nicht.“ Er hatte einfach nur Angst, dass er Mary Louise nie wiedersehen würde, wenn sie disapparierte.

Sie war einverstanden. Die Fahrt verlief schweigend, Mary Louise fummelte nervös an ihrer Handtasche herum. Auch die kannte Severus, Mary Louise hatte sie damals dabeigehabt, als sie an einem Weihnachtsmorgen vor seiner Tür gelegen hatte. Das war im Jahr Zweitausend gewesen...

Severus fuhr konzentriert, obwohl auch er nervös war. Er kannte den Weg genau, konnte sich jetzt wieder an alles erinnern.

„Winterbottom / Snape“ stand am Briefkasten. Es kribbelte in Meiers Körper, als er das las.

„Wir können aus der baufälligen Hütte hier heraus“, hatte Mary Louise gejubelt, als sie erfahren hatte, dass eine alte Tante ihr ein Haus hinterlassen hatte. „In dem Haus ist sogar Platz genug für ein richtiges Tränkelabor...“ Sie war einfach davon ausgegangen, dass sie zusammenbleiben würden...

Mary Louise führte sie ins Wohnzimmer, bat sie, einen Moment zu warten und verschwand wieder. Snape sah sich um. Alles war noch so, wie er es kannte. Sein Blick fiel auf einen Glaszylinder, der dekorativ mit bunten Steinchen gefüllt war, ein paar Trockenblumen obenauf. Darunter befanden sich die Diamanten, der letzte Besitz, den Mary Louise vor ihrem gierigen Exmann hatte verbergen können...

Ein Teetablett schwebte herein, dann folgte Mary Louise. Sie führte an der Hand einen Mann. Severus Snape stand beklommen auf, als er seinen Körper sah. Er erschrak, als er sich quasi selbst in die Augen sah, denn da war nichts als schwarze Leere, dann trat eine Gier in den Blick, die ihn erschauern ließ. Er stand wie

erstarrt, unfähig, etwas zu sagen oder zu tun.

Nochmal zur Erinnerung: Mary Louise Winterbottom schneit in "Bescherung in Spinners End" in Snapes Leben...

Station 0815

Nullsieben rieb sich die Sehdinge, als er die Zahlen auf dem Ausgabeschirm sah. Er wiederholte die Ortung der beiden Objekte. Die Ergebnisse stimmten zu 1,000000 überein. Seine Lebenspumpe arbeitete auf Hochtouren. Was er da vor sich hatte, bedeutete, Objekt 13 und das unbekannte Austauschobjekt befanden sich am gleichen Ort.

Birrrr! Jetzt musste er die beiden Männchen nur noch in die Station bringen und dann den Austausch durchführen und dann konnte er endlich weg aus dieser kalten, fremden Welt!

Gesucht und Gefunden

Vorab: Vielen Dank für die lieben Kommiss!

Jetzt geht's "mit Volldampf voraus", ich denke, dass das folgende Kapitel einige Eurer Fragen beantwortet.

Was Mary Louise betrifft - die ist zäh. Aber wenn man in einer verzweifelten Situation ist, greift man nach dem kleinsten Strohalm - und nimmt auch mal fremde Männer mit nach Hause...

Thomas Schuppski übernahm es, zu erklären, was sie bis jetzt herausgefunden hatten.

Das Wesen in Snapes Körper schaute anfangs unverwandt auf sein Gegenüber – Snape in Meiers Körper -, begann aber bald auf seinem Sitz herumzurutschen wie ein gelangweiltes Kind. Da hatte Snape eine Idee. „Hermann“, sagte er auf Deutsch, „viele Grüße von Minna. Sie wartet auf dich.“

So etwas wie ein Erkennen huschte über Snapes Gesicht und wandelte sich in eine Grimasse um. Der Mann sprang auf, holte Papier und Bleistift und begann in ungelinken Strichen zu zeichnen.

„Das ist die einzige Art, in der er sich mitteilen kann“, sagte Mary Louise leise. „Leider verstehe ich nur zu oft nicht, was er meint.“

Diese Zeichnung allerdings war eindeutig. Das fette Wesen mit den Hängebrüsten und dem Lockenkopf konnte Snape unschwer als Minna Meier erkennen. Die Figur war durchgestrichen, daneben entstand eine wesentlich schlankere Frau mit Haarklemmen und Zauberstab. Snape schluckte. Das konnte je heiter werden!

Schuppski übergab das Ganze und sprach weiter, Snape übersetzte. Nach einer halben Stunde war erklärt, was zu erklären war. Schuppski überlegte, ob doch noch etwas fehlte. In das Schweigen hinein sagte Snape: „Die Chancen, dass alles wieder rückgängig gemacht werden kann, stehen nicht gut. Wahrscheinlich sind die Außerirdischen alle wieder weg.“

Mary Louise sagte langsam: „Vielleicht nicht. Letzte Woche hat die alte Mrs. Clamring jedem im Dorf erzählt, dass sie einen komischen Kerl in komischen Klamotten gesehen hat. Sie hat ihn als groß und schmal beschrieben, mit riesengroßen lila Augen, einer Nase, die aussah wie ein Tischtennisball und die Lippen haben gefehlt.“

„Einen Typen mit lila Augen gab es in dieser Station“, warf Snape ein. „Sie nannten ihn Bugrix oder so ähnlich.“

„Wir müssen diese Station finden!“

Thomas Schuppski breitete die Karte aus. Mary Louise zeigte auf einen Punkt. „Hier sind wir jetzt.“ Schuppski malte einen Kreis um die Stelle.

Snapes Körper stand auf und ging hinaus. Sekunden später verrieten Geräusche aus dem Nachbarzimmer, dass er fernsah. „Jetzt verstehe ich, warum er immer Actionfilme schaut“, meinte Mary Louise, „da wird nicht viel gesprochen.“

„Meiers Sprachzentrum ist in seinem Körper geblieben und meines ist mitgekommen“, sagte Snape. „Und er kann kein Englisch, deshalb hat er auch nie verstanden, was du gesagt hast.“

Mary Louise nickte und ergänzte: „Dafür ist deine magische Kraft zurückgeblieben. Manchmal konnte ich ihn nur mit einem Imperius-Fluch unter Kontrolle halten.“

„Mit dem Imperius-Fluch??“, riefen Snape und Schuppski gleichzeitig entsetzt.

Snape fasste sich als erster. „Es wird niemand erfahren“, sagte er entschieden und setzte Meiers Finger auf einen weiteren Punkt. „Hier ist die Lichtung, auf der mich die Wesen eingekreist haben.“ Schuppski kringelte auch diesen Platz ein.

Ganz unten tippte Mary Louise mitten in ein Waldgebiet hinein. „Irgendwo hier habe ich Severus, ich meine seinen Körper, wiedergefunden.“

Noch ein Kringel.

„Moment mal!“, rief Schuppski und prüfte den Maßstab der Karte. „Von da aus bis zur Lichtung ist es

ungefähr so weit wie von R. nach L. in Deutschland.“

Snape stützte Meiers Kopf mit beiden Händen und dachte nach.

„Ich erinnere mich... Die haben an mir herumgefummelt, haben mich mit irgendwelchen Geräten verbunden... und sind herumgewuselt wie ein Haufen Hühner... Ich wollte nur noch weg und habe versucht zu apparieren. In dem Moment hat dieser Lilaäugige einen Knopf gedrückt, es gab einen grellen Lichtblitz und dann war alles schwarz und still.“

„Dann sollten wir in der Nähe dieser Lichtung anfangen, nach der Station zu suchen. Ich packe nur schnell ein paar Dinge zusammen“, sagte Mary Louise entschieden und stand auf.

Snape durchfuhr eine warme Welle. Diese Entschlossenheit, diese Energie, das hatte er an Mary Louise schon immer gemocht. Sie zögerte nicht lange, schwafelte nicht ewig, ob man es besser so oder anders machen sollte, sie packte einfach zu.

Nicht lange, und Mary Louise kam mit einem prall gefüllten Rucksack wieder. „Was hast du denn da alles drin?“, fragte Severus.

Die Frau grinste. „Zeltausrüstung, Essen für drei Tage – mehr war nicht da – Lampen, Seile, Messer, Fotokamera und so'n Zeug. Da können wir an Ort und Stelle bleiben und müssen nicht jeden Tag hin und her fahren.“

Snape verspürte den Drang, sie zu küssen, wurde aber von seinen eigenen Händen zurückgerissen. Er zischte auf deutsch: „Du bist immer noch mit Minna verheiratet, vergiss das nicht!“

Es war merkwürdig, seinem eigenen Gesicht gegenüberzustehen und die Regungen darin zu beobachten. Er hatte gar nicht gewusst, dass er so böse schauen konnte!

Jetzt sackten die Mundwinkel nach unten, tiefste Trauer machte sich breit. Snape biss sich auf Meiers Lippe. Was er da gesagt hatte, stimmte ja gar nicht. Seine Hülle war Hermann Meier und DER war mit Minna verheiratet und nicht das sprachlose Wesen in Snapes Körper. Sch... Wenn der Austausch dauerhaft war, musste er sich etwas einfallen lassen.

Als sie zu viert ins Auto stiegen, beobachtete Snape, was Hermann Meier tat. Er sah seine Augen strahlen und er strebte auf die Fahrertür zu. Snape musste Meiers Körper mit ziemlicher Gewalt dorthin zwingen, wo er hingehörte – hinters Steuer – was ihm einen Stoß in den Bauch einbrachte. Er sagte: „Der Wagen ist auf meinen Namen gemietet, da darf niemand anders fahren.“

Snapes Gesicht zog einen Flunsch. ‚Wie gut, dass ich mich beherrschen kann‘, dachte Severus, ‚das sieht ja grausam aus.‘ Er startete den Motor und fuhr los.

Wenige Augenblicke, nachdem das Auto verschwunden war, kam mit hüpfenden Schritten ein merkwürdig aussehender Kerl über das Feld gelaufen. Er war groß und hager und ganz in Silbergrau gekleidet. An den Knien und Ellenbogen bauschte sich der ansonsten enganliegende Anzug. Das fremdartigste war sein Gesicht: riesige, dunkelviolette Augen zuckten ohne Unterbrechung herum, die Nase sah aus wie ein aufgeklebter Tischtennisball, weder Lippen noch Haare waren zu erkennen.

Die Gestalt schaute auf etwas, das wie ein Laptop aussah, aber keine Tastatur hatte. Dann hüpfte es über die Straße auf das Haus zu, in dem die bedauernswerte Frau mit dem gestörten Mann lebte.

Mrs. Cunnings hob ihr Fernglas an die Augen. Ganz geheuer waren ihr die Leute in Nummer 97 noch nie gewesen, die Frau kam immer mit großen Einkaufstüten gelaufen, aber nie dann, wenn der Bus fuhr. Sie hatten kein Auto und kein Fahrrad, aber draußen stand so ein komischer Reisigbesen... Und der Mann roch manchmal nach Schwefel.

Jetzt hüpfte dieser komische Kerl da drüben herum. Vor ein paar Minuten waren die beiden mit zwei Männern weggefahren, die sie hier noch nie gesehen hatte. Ob das jetzt ein Einbrecher war? Vielleicht sollte sie die Polizei rufen? Wenn der Besucher harmlos war, blamierte sie sich gründlich. Warum maskierte er sich aber so komisch?

Mrs. Cunnings nahm eine leere Tasse und beschloss, drüben Mehl borgen zu gehen. Die Vordertür klemmte mal wieder. George musste das unbedingt in Ordnung bringen. Nanu, die Hintertür ging auch nicht auf! Merkwürdig, vor ein paar Minuten war sie doch noch draußen gewesen und hatte nicht abgeschlossen.

Mrs. Cunnings eilte wieder nach vorn zum Fenster, der Fremde war weg. Sie musste unbedingt nachsehen, und wenn sie dafür durchs Fenster kletterte! Warum bei den Geistern der Nacht ließ sich das Fenster auch nicht öffnen?

Nullsieben steckte den Fühlstab in die Lichtöffnungen der Behausung. Kein Ausschlag. Zu dumm, sie hatten ihre Behausung verlassen. Grrrpferrrrrr! Jetzt blieb ihm nur noch, zur Station zurückzukehren und eine neue Ortung zu starten. Man müsste transportable Ortungsgeräte bauen...

Vor sich hinschimpfend, hüpfte Nullsieben in Richtung Wald, niemand sah ihn verschwinden.

Kopflös rannte Mrs. Cunnings eine Weile im Haus herum und probierte Fenster und Türen, bis sich die Vordertür plötzlich wieder öffnen ließ. Mrs. Cunnings Katze raste fauchend und mit gestäubtem Fell nach draußen, Mrs. Cunnings selber rannte über die Straße und spähte durch die Fenster von Mrs. Winterbottom. Niemand da, alles ruhig.

Snape parkte den Wagen auf einem Waldweg, von dem er wusste, dass er in die Nähe der Lichtung führte. Er ging voran, schließlich kannte er den Weg. Den Rucksack wollte Mary Louise nicht hergeben, aber sie hatte ihn so leicht gezaubert, dass er sie nicht störte. Wie üblich, wenn er ordentlich ausschritt, begann Snape schnell zu schwitzen und zu schnaufen. Er konnte es nicht lassen, drehte sich zu seinem Körper um und schnarrte: „Hermann, du bist viel zu fett, siehst du das?“

Thomas Schuppski trat zwischen die beiden Snape-Meiers und sagte zu Meiers Körper: „Lassen Sie das lieber.“

Der Nachmittag war schon weit vorangeschritten, als sie endlich die Lichtung erreichten.

Wiegende Grünlinge steckten ihre Köpfe unter dem Gras hervor. Das wäre eine gute Ernte geworden! Snape bedauerte, dass er seine Zauberkraft eingebüßt und keine Zeit zum Ernten hatte. Ein Klumpen bildete sich in seinem Magen.

Mary Louise sagte: „Ab hier müssen wir systematisch suchen. Wir sollten auf Sichtweite bleiben und mit dem Spurenlesespruch arbeiten.“ Sie setzte den Rucksack ab, steckte ihren Arm hinein und zog pinkfarbene Leuchtstäbe hervor. „Damit markieren wir, wo wir schon gesucht haben.“

Den Männern blieb gar nichts anderes übrig als zu tun, was sie sagte. Snape sagte Meier auf Deutsch, was er machen sollte. Mary Louise nahm ihn an die Hand, Snape bewegte Meiers Körper zu Schuppski.

Bis zum Abend durchkämmten sie das Waldstück Streifen für Streifen, ohne auch nur die winzigste Fußspur zu finden. Keine Stofffetzchen am Baum, kein abgeknickter Ast wiesen auf nichttierische Besucher hin.

Als es zu dämmern begann, baute Mary Louise mit ein paar Zauberstabbewegungen das Zelt auf, sie krochen hinein und schliefen bald erschöpft ein.

Nullsieben hastete in großen Sprüngen zwischen den Großen Holzgewächsen durch. In seiner Hirnsteuerung war nur Platz für ein einziges Signal: so schnell wie möglich in die schützende Station zu kommen und dieses aufgeplusterte Vierbeinige Wesen hinter sich zu lassen. Er hatte immer geglaubt, die Vierbeinigen Wesen dieses Planeten wären nicht sprachbegabt, aber gerade eben war eines hinter ihm hergerannt und hatte laut und deutlich gerufen. „Ich mache dich kalt!“

So entging Nullsieben, dass er ganz dicht an der transportablen Behausung vorbeihüpfte, in der die beiden gesuchten Objekte ruhten.

Am anderen Morgen wurde Severus als erstes wach und kroch aus dem Zelt. Gleich darauf kam Mary Louise heraus. Sie sahen sich an. „Es fällt mir schwer, mir vorzustellen, dass du, Severus, in diesem Körper steckst. Aber – einige deiner Verhaltensweisen kommen mir sehr bekannt vor!“

Ehe Severus antworten konnte, kam Thomas Schuppski heraus und gähnte. „Morjn. Habt ihr auch so'n Muskelkater?“

„Geht so“, sagte Mary Louise. Snape schwieg, Meiers Knochen schmerzten nach der Nacht im Schlafsack.

Einzig und allein Hermann Meier schlief noch, wie eindeutige Geräusche verrieten. Mary Louise fackelte nicht lange und weckte ihn.

Nach einem einfachen Frühstück ging die Sucherei weiter. Hermann Meier hatte anscheinend ganz schlechte Laune und keine Lust zum Laufen. Snape bekam mit, dass Mary Louise ihm einen Imperius-Fluch aufhalste, sagte aber nichts. Wenn er jetzt etwas nicht gebrauchen konnte, dann war es Ärger mit seinem zweiten Ich.

Spät am Abend, es wurde schon langsam dunkel, befanden sie sich nahe einer merkwürdigen Felsenformation. „Das ist eine Burgruine“, erzählte Mary Louise, „Hier hatte mal eine Zaubererfamilie ihren Sitz. In den Legenden der Muggel werden haarsträubende Geschichten über die Bewohner erzählt, angefangen von dunklen Riten über Entführungen von Jungfrauen bis hin zu Treffen mit dem Teufel.“

„Spukt es hier wenigstens noch?“, fragte Schuppski.

„Hier hat´s noch nie gespukt, die Bewohner sind alle an Altersschwäche gestorben, da gab´s keine mysteriösen Todesfälle oder Morde oder so.“

„Beschäftigst du dich immer noch mit den Geistern?“, fragte Severus. Mary Louise nickte. „Allerdings komme ich im Moment zu nichts.“

„Hoffen wir, dass es bald vorbei ist“, Severus wollte weiter, aber Hermann Meier hielt ihn mit einer schmalen Hand zurück und zeigte auf ein bläuliches Licht auf der rechten Seite.

Snape bekam Gänsehaut. Vorsichtig näherten sie sich dem Licht. Es ging von einem zylinderförmigen Ding aus, das mitten im Wald stand. „Die Station“, flüsterte Severus.

Leise beratschlagten sie, was sie tun sollten. Da öffnete sich ein schwarzes Loch in dem Zylinder, eine hagere Gestalt in silbrig glänzender Kleidung sprang auf sie zu, schlang einen langen Arm um Snapes Körper, den anderen um den von Meier und schob die beiden zappelnden Männer in die Station. Hermann in Snapes Körper wehrte sich aufs heftigste, Severus in Meiers Körper hielt ruhig, er war dort, wo er hinwollte. Es war dieser Bugrix; der Kerl mit den lila Augen. Aber außer ihm schien keiner in der Station zu sein.

Der Außerirdische öffnete den Mund, fauchende Geräusche drangen heraus. Plötzlich fasste er sich mit der Hand an den Bauch, krümmte sich zusammen und wippte dreimal mit dem Oberkörper. Als er danach den Mund wieder öffnete, kam kratzendes Englisch heraus.

„Obbbbjekkkk drrrrreizzzen und sein Ausssstauschschobbbbjekkkk sind herrrrrgekkkkommmmen. Gutt. Marre ich gleich Tesssstrrrreijen, in derrrr nächssssten Umdrrrrehung tausche die Errrrrsatzperrrrsönnnnlichkkkkkeitennn auss.“

„Wehe du wehrst dich!“, raunte Snape Hermann Meier zu. Aber der glotzte ihn nur aus Snapes schwarzen Augen an.

Der Außerirdische packte sie wieder und schob sie durch eine halbkreisförmige Öffnung. Auf Snapes Rücken kribbelte es, hier hatten sie ihn verdrahtet, hier war es passiert.

„Hinnnlegennn!“, schnarrte der Fremdling.

„Hinlegen!“, übersetzte Snape für Meier. Der gehorchte mit verständnislosen Blicken.

Im nächsten Moment waren beide auf Pritschen festgeschnallt und bekamen viele, viele Drähtchen und Pflasterchen angeklebt.

Aus dem Augenwinkel heraus beobachtete Severus, dass Schuppski und Mary Louise mit gezückten Zauberstäben an der Wand standen. Er wollte ihnen etwas sagen, brachte aber den Mund nicht mehr auf. Bewegen konnte er sich gleich gar nicht mehr.

Er wollte die Augen offen halten, aber es ging nicht. Grelles Licht blendete ihn; er musste die Lider schließen. Dann merkte er, wie nacheinander die Pflasterchen warm wurden, kalt wurden, spitze Nadeln einstachen. Er verlor jegliches Zeitgefühl. Dafür wuchs das Klümpchen in seinem Magen zu einem ordentlichen Batzen heran. Solche Angst hatte Snape noch nie in seinem Leben verspürt. Nicht, als er damals allein auf dem Dachboden von Hogwarts saß, nicht, als er das erste Mal dem Dunklen Lord begegnet war, nicht, als er Naginis Zähne in seinem Nacken gespürt hatte. Er fühlte sich wehrlos und ausgeliefert, wusste genau, dass er geschehen lassen musste, was geschah.

Aber was würde sein, wenn er wieder aufwachte? Würde er seinen eigenen Körper wiederhaben? Noch in Meiers Wanst stecken? Oder ganz woanders? Wenn nun alles noch mal von vorn begann und er wieder woanders landete? Er würde sich nicht wehren, diesmal nicht. Aber was, wenn Meier sich wehrte? Der verfügte über Snapes Magie...

Und damals war noch etwas passiert. Er hatte etwas gesehen. Unmittelbar bevor dieser Lilaäugige den Knopf gedrückt hatte, hatte ein Zeiger wie wild ausgeschlagen. Der Typ mit den roten Augen hatte auf die Skale gestarrt und eine blaue Nase bekommen...

Was, wenn wieder etwas passierte?

Wie durch Watte hörte Snape Geräusche. Er vernahm die Stimmen von Mary Louise und Schuppski,

dazwischen das Knarren des Außerirdischen. Viel verstand er nicht, er hörte nur ein paar Mal „Ausstauschsch ummmdrrrejen“. Hoffentlich konnte er den Austausch umdrehen! Anscheinend war der Lilaäugige wirklich allein in der Station, Severus nahm keine anderen Wesen wahr.

Die Zeit dehnte sich endlos.

"Austausch umdrehen"

Vorab: *Vielen Dank für die lieben Kommiss!*

So langsam geht die Geschichte ihrem Ende entgegen. Ob der Rücktausch klappt? Schau'n wir mal...

Irgendwann hörte das Kribbeln und Pieken auf, Pflasterchen wurden entfernt, neue geklebt. Das grelle Licht verschwand. Snape öffnete die Augen und sah sich vorsichtig um. Auf der Pritsche nebenan lag sein Körper. Was hatte damals eigentlich dort gelegen? Er konnte sich nicht erinnern.

Verschiedene Zylinder befanden sich in seiner Nähe, über manche huschten Zahlenkolonnen, andere zeigten wirr ineinander verlaufende Farben.

Es raschelte, klackte, tickte, summte. Gerade als Severus einen Rhythmus erkannt hatte, kam der Außerirdische, krächzte: „Ausstauschsch ummmdrrrejen jezzzzt“ und legte einen seiner langen Finger auf einen großen grünen Knopf. Snape hatte den Eindruck, dass der Fremdling sich sammelte und konzentrierte, bevor er drückte. Er begann in seiner Sprache zu sprechen. War das ein Count-down? „Grix, prrrks, fffirrr, nfgrr, ipporr, urrrmm, bu!“ Damit drückte er den Knopf nieder.

Orange Lichtblitze; das Hirn explodiert.
Schwärze. Stille.

Schwärze. Nervtötendes Sirren im Ohr. Klumpen statt Augenlider.
Stille. Schwärze.

Gleichförmige Geräusche. „Tick, tick, tick, tack, tick, tick, tick, tack,
tick, tick, tick,...“
Augen auf. Grüner Schimmer, roter Schimmer. Augen zu.
Stille. Bunte Bilder.

Gleichförmige Geräusche. „Tick, tick, tick, tack, tick, tick, tick, tack,
tick, tick, tick,...“
Augen auf. Grelles Licht. Augen zu, langsam wieder auf.
Besser.

Kahle Wände. Alles grellblau. Augen doch besser wieder zu.
Stille. Bunte Bilder.
Gleichförmige Geräusche. „Tick, tick, tick, tack, tick, tick, tick, tack, tick, tick, tick,...“

In das Ticken mischten sich krächzende Laute. Vorsichtig öffnete er die Augen. Aua. Tief durchatmen, noch mal. Diesmal kriegte er die Lider hoch. Um sich herum sah er Zylinder, die alle in leuchtendem Orange glühten. Auf einigen waren Kolonnen von Nullen zu sehen. Langsam drehte er den Kopf nach links. Dort wurde es dunkel, er konnte die runde Wand mehr erahnen als erkennen. Er drehte den Kopf nach rechts. Umgeben von orangenen Zylindern lag eine massige Gestalt reglos auf einer Pritsche.

Bugrix kam und entfernte die letzten Pflasterchen. „Auffssstejen, gejen“, knarzte er.

Von der massigen Gestalt kam ein Stöhnen.

Er bewegte Hände und Füße, tastete über seinen Körper, fand, was er suchte. Halblaut murmelte er die Kurzfassung seines Lebenslaufes, während er aufstand. Upps, er war ja ganz nackt. Ein schneller Blick nach rechts belehrte ihn, dass der andere, Hermann Meier, auch nackt war. Aber Meier war so mit seinem Bauch beschäftigt, dass er ihn nicht wahrnahm.

Severus schnappte sich seine Sachen und fuhr hinein. Ein unglaubliches Glücksgefühl überkam ihn. Er war

wieder er selber!

Mit beiden Händen fuhr er sich durchs Haar. Bisschen fettig, na und. Damned, wo war der Zauberstab? Ach ja, den hatte Mary Louise in Verwahrung. Wo war die überhaupt?

„Sssnell gejen“, drängte Bugrix, „willl wegggg.“

„Na, ich komm nich wieder hierher“, murmelte Meier, aber Snape verstand nicht, was er sagte.

Der Außerirdische schob die beiden nach draußen. Auch ohne zusätzliche Aufforderung verließen sie die Station, ohne sich noch einmal umzusehen. Draußen warteten Mary Louise und Thomas Schuppski. Severus ging auf Mary Louise zu und umarmte sie. Hinter sich hörte er Meier auf deutsch schimpfen. Schuppski redete beruhigend auf ihn ein.

Plötzlich waren sie von Außerirdischen umringt. Severus erschrak. Begann jetzt alles von vorn? Nein, die Fremdlinge beachteten sie nicht. Bugrix trat aus der Station. Die Fremden richteten so etwas wie Zauberstäbe auf den Zylinder und vor aller Augen schmolz er zu Brei und löste sich schließlich auf. Dann hüpfen sie im Gänsemarsch zu einer nahen Lichtung, stiegen in einen blauschimmernden Zylinder. Der hob mit leisem Zischen ab und verschwand im Universum.

Hermann Meier trat auf Mary Louise zu und sagte: „Mary, willst du meine Frau werden? Ich lass mich scheiden und komm wieder.“ Schuppski, bleich geworden, übersetzte ins Englische.

Mary Louise wog ihre Worte sorgfältig ab: „Herr Meier, Sie sind für mich ein Fremder. Ich lebe schon länger mit Severus zusammen, außerdem gehören Sie zu Minna Meier.

Glauben Sie mir, es ist besser, wenn Sie heimgehen nach Deutschland.“

Meier ließ Kopf und Schultern hängen und wandte sich ab. Sie marschierten zum Auto zurück, Snape war froh, dass er nicht mehr Meiers Körper mitschleppen musste.

Drei Tage blieben Schuppski und Meier noch bei Severus und Mary Louise, sie redeten, suchten nach Erklärungen. Meier gab es schließlich auf, um Mary Louises Hand anzuhalten.

Beim Abschied drückte Mary Thomas Schuppski einen Packen Papier in die Hand. „Hier! Eine Kopie meiner gesammelten Werke über schottische Schlossgeister. Viel Spaß beim Schreiben!“

Dann verabschiedeten sich die beiden Deutschen, Meier klemmte sich ans Steuer und verschwand aus Snapes Leben.

Schluss

Wenn das hier ein Märchen wäre, käme jetzt noch ein Satz und der würde lauten: „Und sie lebten glücklich und zufrieden bis an ihr Ende.“

Weil das aber kein Märchen ist, war nicht viel mit Glücklich- und Zufriedensein.

Nullsieben kam glimpflich davon. Er wurde auf den Planeten 77776666 strafversetzt und erhielt die Aufgabe, den Großen Bösen zu besiegen und ihm das Geheimste Geheimnis zu entreißen.

Dank der auf Planet 2381793 (zur Erinnerung: der wird auch der „Blaue Planet“ genannt) genossenen Ausbildung schaffte er es ganz alleine und noch bevor der Planet die zehnte Umdrehung vollendet hatte.

Dafür wurde er sofort zur Nulleins befördert und leitete fortan Station 0816 auf dem Planeten 1876503, der genauso kalt und feucht war wie 2381793.

Nullzwo machte schnell Karriere, wurde Nulleins, dann Nummer Eins und wäre sicher auch bald EinsEins geworden, wenn es nicht ausgerechnet ein Echter Abkömmling seiner Obereins gewesen wäre, den er dauernd nullrundete und dessen Ideen und Vorschläge er als die eigenen ausgab.

Nullzwo endete im Ursprungskrater.

Hermann, der Echte, und Minna Meier stritten sich oft und ausdauernd. Entweder ging es um das Geld, das Minna mit vollen Händen schneller ausgab, als sie es verdienten oder um ihre schlampige Haushaltsführung. Hermann reichte die Scheidung ein, zog sie aber schnell zurück, als Minnas Anwalt ihm seine Honorar- und Minnas Anteils- und Unterhaltsforderungen präsentierte. So versauerten sie sich gegenseitig noch etliche Jahre.

Severus Snape heiratete Mary Louise Winterbottom noch im gleichen Jahr. Sie führten eine lange, harmonische Ehe.

Eine gewisse Todessehnsucht und Melancholie blieb Severus aber Zeit seines Lebens. Nie hörte man ihn lachen, nie seiner Pflgetochter lustige Geschichten erzählen. Die wenigen Gelegenheiten, bei denen er lächelte, konnte man an den Fingern abzählen. Ernst und traurig schritt er durch sein noch recht langes Leben.

Erst als die Stunde des Todes nahte, wurde sein Gesichtsausdruck heiter und gelöst; freudig lächelnd tat er seinen letzten Atemzug und entschwebte in die Unendlichkeit.

Mit seinen Geschichten über schottische Schlossgeister wurde Thomas Schuppski recht schnell eine bekannte Größe in deutschen Magierkreisen. Als er jedoch begann, die Erzählungen in den Muggelzeitungen zu veröffentlichen und bekanntgab, ein Buch daraus machen zu wollen, bekam er eine Flut von bösen anonymen Briefen, die damit drohten, seinen Ghost-Writer bekannt zu machen, so dass er lieber die Finger davon ließ. Nach seinem Tod fand man das fertige Manuskript zu einem Roman mit dem Titel „Die Suche nach dem verlorenen Ich.“

Über ein paar letzte Kommis würde ich mich sehr freuen, ich lese sie garantiert und werde sie ggf. per Eule beantworten.

*Danke für Eure Treue sagt
käfer*